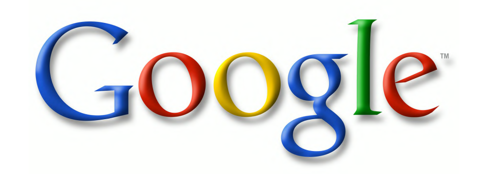
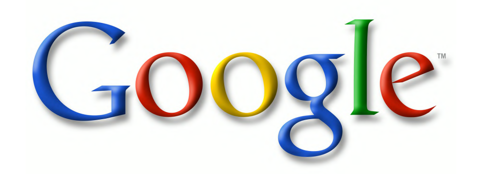







HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

AKADEMISCHE PREDIGTEN

Akademische Predigten

von

Professor D. C. Stange

Greifswald



Leipzig

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung

Theodor Weicher

1907

Inhalt.

1.

1. Joh. 2,15—17.

Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.

Das verlesene Wort enthält eine Mahnung, welche in der Geschichte des Christentums immer wieder laut geworden ist. Aber es ist merkwürdig, wie diese Mahnung zu den verschiedenen Zeiten so ganz verschieden verstanden worden ist. In den ersten Jahrhunderten klang dieser Ruf wie ein trotziger Kriegspsalm durch die nächtlichen Versammlungen der Gemeinde und von den Lippen der Märtyrer. Es war die Antwort auf den Haß und die Feindschaft der Welt, womit sie die Gemeinde Christi verfolgte. Niemals wieder in der Geschichte des Christentums ist der Gegensatz zur Welt etwas so Selbstverständliches gewesen wie in dieser ältesten Zeit. Niemals wieder ist man so klar sich dessen bewußt gewesen, daß der Welt gegenüber kein Friede, geschweige denn Liebe möglich sei. Aber was man damals unter der Welt verstand, das war eigentlich doch nur die Macht der Welt. In den weltlichen Machthabern, welche den Herrn gekreuzigt hatten und die Heiligen der Gemeinde verfolgten, in ihnen verkörperte sich den ersten Christen die Welt. In der Verfolgung und Bedrängnis, welche die weltliche Obrigkeit den Jüngern des

Herrn bereitete, erkannte man die Gottesfeindschaft der Welt. In der Gewalt, mit der die Welt das Christentum zu unterdrücken suchte, sah man den Beweis dafür, daß die Welt unter der Herrschaft der Sünde stand. Aber die Zeiten änderten sich. Die Verheißung des Herrn hat sich erfüllt. Die Gemeinde ist siegreich hervorgegangen aus aller äußeren Bedrängnis. Ja, sie ist selbst zu einer weltlichen Macht, zu der Gebieterin der Welt geworden. Aber auch in dieser Zeit ihrer Weltherrschaft ist die alte Losung nicht verstummt. Die Mönche des Mittelalters haben zu dem alten Text eine neue Melodie gefunden. Sie streiten nicht mehr gegen die Macht der Welt, sondern gegen den Schein der Welt. Die neu aufblühende Kultur des Mittelalters, deren reiche Schönheit noch heute in ihren Trümmern uns Kinder einer schönheitsarmen Zeit entzückt, all' die reiche Pracht des mittelalterlichen Lebens, sie ist wohl geeignet, dem Menschen die Welt so lieb und angenehm zu machen, daß sie ihm zur Heimat wird. Aber der Überfluß macht satt und des Reichtums wird man überdrüssig. Und deshalb, je mehr der Glanz des weltlichen Lebens sich steigert, um so größer wird die Schar derer, welche aus der Welt in die Einsamkeit fliehen. Die Blütezeit des Rittertums ist zugleich die Blütezeit der Bettelorden. Aber so ernst und fromm auch die Mönche waren, sie haben doch das Wort des Apostels nicht recht verstanden. Sie flohen vor dem Schein der Welt, aber sie wurden doch nicht frei von der Liebe zur Welt. Auch in die Einsamkeit der Klöster hinein erstreckte sich die Welt; denn die Welt hat keine räumlichen Grenzen. So groß die Einsamkeit auch sein mag, ein Stück der Welt nehmen wir doch immer mit hinein in die Einsamkeit — und das ist unser eigenes Herz. Daß es so ist, das hat zuerst wieder unser Reformator Doktor Martin Luther begriffen. Ihm ist es nicht verborgen geblieben, daß die Welt nicht bloß eine Außenseite hat, sondern auch eine Innenseite. Und diese Innenseite der Welt hat er da kennen gelernt, wo man sie

allein kennen lernen kann, nämlich in seiner eigenen Brust. Und so hat er dem apostolischen Wort seinen tiefsten Sinn abgelauscht. Er hat es verstanden, daß der Apostel nicht in erster Linie die Macht der Welt und auch nicht den Schein der Welt, sondern die Lust der Welt im Auge hat. „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist." Und deshalb ist es auch nicht wunderbar, daß in seiner Predigt wieder der große Gegensatz zwischen der Weltliebe und der Gottesliebe beherrschend in den Mittelpunkt getreten ist, jener große Gegensatz, unter dem auch das Leben des Christen steht und dessen Verständnis zwar nicht den Inhalt unseres Glaubens erschöpft, wohl aber die Bedingung des gereiften Glaubens ist.

I.

Auf den ersten Blick freilich mag es befremdlich erscheinen, wenn der Apostel vor der Weltliebe warnt und sich dabei an Christen wendet. Denn wenn wir Christen sein wollen, so versteht es sich doch, wie es scheint, von selbst, daß wir unser Herz nicht an die Welt hängen und daß unsere Liebe nicht auf die Welt gerichtet ist. Wir finden doch nicht unsere Lust an dem Saus und Braus des weltlichen Lebens, an dem Lärm auf den Gassen und an dem bunten Treiben der Jahrmärkte. Und wenn der Apostel gar die Zeichen der Weltliebe nennt, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Wesen, so sind das doch alles Dinge, welche wir verwerfen und von denen wir uns frei zu halten trachten. Wir halten es doch für selbstverständlich, daß wir unserem Fleische nicht den Zügel lassen, daß ein Christ die Herrschaft über die Triebe nicht verliert und daß er nicht aufgeht in den Augenblickszwecken des natürlichen Lebens. Wir halten es doch für selbstverständlich, daß der Christ dem begehrlichen Willen nicht Raum gibt in seinem Herzen und daß

er nicht mit der Versuchung spielt, sondern vor der Versuchung seine Augen verschließt. Und wir halten es doch ebenso für selbstverständlich, daß ein Christ sich nicht überhebt gegenüber seinen Mitmenschen und nicht seine Freude daran findet, andere zu demütigen durch den Prunk der eigenen Vorzüglichkeit. Und deshalb, weil wir das alles für selbstverständlich halten, so ist es wohl begreiflich, daß uns das verlesene Wort des Apostels nicht recht am Platze zu sein scheint, daß wir eigentlich nicht die Empfindung haben, als ob dies apostolische Wort auch uns als Christen gelten könne. Aber wenn wir so über das Wort des Apostels urteilen, so ist das ein Zeichen, daß wir es noch nicht verstanden haben. Denn freilich, wenn der Apostel zu Christen redet und sie vor der Weltliebe warnt, so hat er dabei nicht im Auge die grobe Weltliebe. Aber es gibt auch eine Liebe zur Welt, welche nicht in groben, handgreiflichen Sünden sich offenbart. Es gibt auch eine Liebe zur Welt, welche in den geheimsten Falten des Herzens sich verborgen hält und nur leise mitklingt in unserem Leben. Und von solcher heimlichen Liebe zur Welt ist auch das Herz des Christen nicht frei. Wir wissen es zwar nicht immer, daß sie in unserem Herzen wohnt, aber sie wohnt auch in uns. Und wir merken es, daß sie in uns wohnt, wenn Gott uns die Augen öffnet und die verborgene Beschaffenheit unseres Herzens uns zeigt. Drei verschiedene Wege aber sind es, auf denen Gott das tut. Er tut es zuerst, indem er uns nimmt, was wir haben. Mit seiner Heimsuchung kommt er über uns und führt uns in das Leiden hinein. Er reißt eine Lücke in unser Leben und zertrümmert unser Glück. Und wenn er das tut, dann fühlen wir unser Herz. Wir fühlen nicht bloß, wie wehe es tut, hinzugeben, was wir besessen und was uns so teuer war, sondern wir fühlen auch, wie unser Herz gegen das Leiden sich sträubt und wie das Leiden uns führt zum Murren gegen Gott. Wir können es nicht begreifen, warum es so kommen mußte, warum gerade uns dies Leid treffen mußte. Und da zeigt

es sich dann, daß unsere Liebe zur Welt stärker ist als unser Glaube und daß doch der fleischliche Sinn in unserem Leben das entscheidende Wort spricht. Aber Gott geht auch noch einen zweiten Weg. Er nimmt uns nicht bloß, was wir haben, sondern er versagt uns auch, was wir gern haben möchten. Die Enttäuschungen bleiben im Leben nicht aus. Wir müssen es erleben, daß der Erfolg, von dem wir träumten, verloren geht. Wir geben uns viel Mühe, aber Gott läßt es mißlingen, während andere spielend das Glück gewinnen. Die irdischen Güter werden uns nicht zuteil, während sie anderen im Überfluß zufallen. Die Kinder unserer mühevollen Sorge geraten nicht, während andere nur Freude an ihren Kindern erleben. Wir kommen nicht weiter in unserem Beruf, während andere Erfolg auf Erfolg erringen. Und wenn wir das erleben, dann regt sich wieder unser Herz. Wir begreifen es nicht, warum Gott uns so zurücksetzt. Es will uns nicht gefallen, daß wir so zu kurz kommen sollen. Das Glück des Anderen läßt uns unseren Mangel bitter empfinden. Ja, das Glück des Anderen weckt wohl in uns die Empfindung, als ob die Liebe Gottes uns nicht in gleichem Maße zuteil würde wie den Anderen. Und in solchem Mißtrauen gegen Gott zeigt sich abermals unsere Liebe zur Welt. Jedes bittere Gefühl, mit dem wir uns in die Entsagung fügen, ist ein Hinweis auf die Begehrlichkeit, die in unserem Herzen wohnt, ist ein Hinweis darauf, daß auch wir nicht frei sind von der Augen Lust, die sich immer gerade auf das richtet, was uns versagt worden ist. Aber Gott geht schließlich auch noch einen dritten Weg mit uns. Und dieser dritte Weg, das ist derjenige, auf dem wir am leichtesten straucheln und auf dem am deutlichsten es sich zeigt, wie tief auch in den Herzen der Christen die Weltliebe wurzelt. Und dieser dritte Weg, das ist der, daß Gott uns gibt, was wir nicht haben. Er überschüttet uns mit seinen Gaben und läßt unsere Wünsche in Erfüllung gehen. Er macht uns glück-

lich und reich und läßt uns gelingen, was wir angreifen. Aber wenn er das tut, wie nehmen wir die Gaben seiner Güte auf? Ist es nicht merkwürdig, daß gerade die Freude an den Gaben, welche Gott uns gibt, so leicht mit dem Gefühl des Stolzes sich mischt? Man sollte doch meinen, daß es demjenigen, den Gott mit reichen Gaben des Leibes oder des Geistes ausgerüstet hat, leicht sein müßte, demütig zu sein, daß das Bewußtsein, viel empfangen zu haben, auch geschickt machen müßte zur Dankbarkeit. Aber wie leicht sind wir doch geneigt, das Sprichwort für wahr zu halten, daß jeder seines Glückes eigner Schmied sei. Wie leicht sind wir doch bei der Hand, das, was Gott uns geschenkt hat, anzusehen als unsere Leistung. Oder wenn wir auch über der Gabe den Geber nicht vergessen, wie leicht sind wir doch geneigt, Gottes Gaben anzusehen als einen Lohn, als etwas, was Gott um unserer Vortrefflichkeit willen uns gibt. Und so wird es auch auf diesem Wege offenbar, daß die Liebe zur Welt in unserem Herzen eine Macht ist, die Liebe zur Welt, welche auch in dem hoffärtigen Wesen zum Vorschein kommt, in der Überhebung, mit der wir die Gaben Gottes ansehen als unser eigenes Verdienst.

II.

Aber die Weltliebe verträgt sich nicht mit der Gottesliebe. Das hat uns mit unwidersprechlicher Deutlichkeit unser Herr und Heiland gezeigt. Den Beweis für die Sündlosigkeit Jesu können wir nicht auf dem Wege führen, daß wir alle seine Worte und Taten zusammenstellen, um dann darauf hinzuweisen, daß er niemals in seinem Leben das Gesetz Gottes übertreten hat. Wenn wir das wollten, müßten die Berichte über sein Leben vollständig sein; und das sind sie nicht. Der Beweis für die Sündlosigkeit Jesu ist aber enthalten in der Tatsache, die aus allen Berichten über ihn, aus jedem einzelnen

Wort und aus jeder einzelnen Handlung, hervorleuchtet: daß er nämlich frei war von der Liebe zur Welt. Gott hat auch ihn heimgesucht. Gott hat auch ihm Leiden auferlegt. Ja, das Leben des Menschensohnes war auch insofern ein einzigartiges Leben, als nie wieder in der ganzen Welt eine solche Fülle der Schmerzen das Leben eines Menschen getroffen hat. Und doch hat er das schwere Leiden getragen, ohne zu murren. Er hat sich nicht mit stummer Resignation in ein unvermeidliches Schicksal gefügt, sondern er hat aus freiem Willen den Kelch aus der Hand des Vaters genommen. Er hat in freiem Gehorsam seinen Willen gebunden an den Willen Gottes und er hat es getan in der felsenfesten Überzeugung, daß Gottes gnädiger Wille ihm auch das Kreuz auferlegt habe. Und Gott hat auch ihm die Enttäuschungen nicht erspart. Wie selten hat sein treues Liebeswerben Erfolg gehabt. Wie klein war die Zahl derjenigen, welche sich zu ihm bekannten, und wie unzuverlässig war selbst der Glaube derjenigen, welche sich seine Jünger nannten. In der letzten, schweren Stunde seines Lebens war es eine der schwersten Prüfungen, daß nicht blos sein Volk ihn verstieß, sondern auch seine Jünger an seiner Sache verzweifelten. Aber trotzdem ist er nie bitter geworden. Er hat wohl geklagt über den Mißerfolg; aber das, was ihm diese Klage in den Mund gab, das war nicht die Empfindung, als ob ihm ein Unrecht geschehen sei, sondern das Mitleid mit den Verlorenen, die trauernde Liebe zu den irrenden Schafen. Und endlich: im Hinblick auf das große Werk, welches ihm der Vater anvertraut hatte, hat er nicht aufgehört, der großen Gabe Gottes sich bewußt zu sein. Durch sein ganzes Leben hindurch zieht sich der eine Gedanke, daß alles, was sein eigen ist, aus des Vaters Hand ihm gekommen ist. Im Blick auf diejenigen, welche er zu seinen Jüngern gewonnen hat, spricht er es dankbar aus, daß Gott sie ihm gegeben hat. Die Worte, welche er zu sagen hat, sind nicht seine, sondern

des Vaters Worte. Das Werk, welches er zu vollbringen hat, ist nicht sein, sondern des Vaters Werk. Überall stellt er seine Person zurück: man soll an ihm nichts finden als den Vater. Er, dessen Name durch die Jahrtausende klingt und für alle Völker der Erde zu einem Symbol des höchsten Ruhmes werden soll, er ist wie kein anderer Mensch frei gewesen von dem Streben, selbst etwas zu gelten, er ist wie kein anderer Mensch erfüllt gewesen von dem Verlangen, dem Vater die Ehre zu geben und Gottes Ruhm zu verkünden. Zu solcher Freiheit von der Welt war aber unser Herr fähig, weil in ihm die Liebe des Vaters war. Ihm verbarg die Wolke des Leidens nicht das Angesicht des Vaters. Er hielt voll Vertrauen wie ein Kind seine Augen gerichtet auf den Vater auch in der schweren Stunde. Denn für ihn war die Liebe zu Gott nicht blos eine schöne Idee, von der man in den Stunden der Erbauung mit Andacht redet, aber die man in der Praxis des Lebens vergißt. Die Liebe zum Vater, das war vielmehr die Luft, in der er atmete, der volle Akkord, in dem alle Dissonanzen des Leidens ihre Auflösung fanden. Der Glaube an Gottes väterliche Güte erfüllte so völlig sein Herz, daß er auch in dem, was er erlitt, die Gnadenabsicht Gottes fand, die Gnadenabsicht Gottes, welche ihn durch das dunkle Tal des Todes führte, um die Brüder, die er liebte, aus der Macht des Todes zu erretten. Wie aber hätte es auch anders sein können. Er, der eingeborene Sohn des Vaters, der nicht von der Welt war, sondern vom Vater, er besaß in dem aus Gott geborenen Leben eine Fülle des Reichtums, welche mehr wert war als alles Glück dieses irdischen Lebens. Solange nur diese natürliche Welt unserem Leben den Inhalt gibt, solange empfinden wir jeden Mißerfolg, jede Enttäuschung als eine Schranke und Beeinträchtigung unseres Lebens. Aber wer aus Gott geboren ist, wer in der Gemeinschaft mit Gott den Zugang gewonnen hat zu der Welt des ewigen Lebens, dem

ist jede Verengung des natürlichen Lebens nur ein Hinweis auf den unerschöpflichen Reichtum des aus Gott geborenen Lebens. Mögen wir immerhin unsere irdischen Ziele nicht erreichen, wir haben doch das eine Ziel erreicht. Mag immerhin unser äußeres Leben vielfach gehemmt werden durch allerlei Hindernisse, auch diese Hemmungen sind nur ein Mittel, durch welches Gott uns reich macht an unserem inwendigen Menschen, indem er uns dadurch übt in der Geduld und in der Dankbarkeit und in der Treue, welche auch ohne den äußeren Erfolg sich bewährt. Derjenige aber, dessen Leben durchdrungen ist von dem Leben Gottes, der hat darin dann auch die Bürgschaft des ewigen Lebens. „Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit." Unser Wille ist doch auch nur ein Stück der Welt und deshalb ein eitles Ding. Eitel in seiner Torheit, wenn er über seiner eigenen Herrlichkeit der Herrlichkeit Gottes vergißt, und eitel auch in seiner Vergänglichkeit, die allen unseren irdischen Wünschen und Begehrungen anhaftet. Wenn wir aber Gott alles sein lassen in unserem Leben, wenn sein Wille in unserem Leben zur Wirklichkeit wird, so haben wir in unserem Leben eine Macht, welche der Vergänglichkeit nicht unterworfen ist. Das Osterfest hat uns aufs neue daran erinnert, daß alle diejenigen, welche den Geist Gottes empfangen haben, zum ewigen Leben berufen sind. Wie die allmächtige Hand Gottes unseren Herrn und Heiland herausgeführt hat aus dem Tode zum Leben, so wird auch an uns die Liebe Gottes als die Quelle des Lebens sich erweisen. Und solche Gewißheit haben wir, weil trotz aller Vergänglichkeit des irdischen Lebens in uns die Bürgschaft des ewigen Lebens wohnt, — und das ist die Liebe zu Gott, welche Gott ausgegossen hat in unser Herz.

Wenn wir von der Weltliebe reden, so sehen wir dabei auf uns selbst, und wenn wir von der Gottesliebe reden, so richten wir dabei unsere Augen auf den, der den Weg nach

Golgatha gegangen ist. Und deshalb: wer von der Weltliebe zur Gottesliebe gelangen will, der findet den Weg nicht, wenn er sein eigner Führer bleibt, sondern nur in der Begleitung Jesu des Gekreuzigten und Auferstandenen. Gott aber sei Dank, daß er uns diesen Führer und Begleiter gegeben hat. Gott sei Dank, daß wir immer wieder das Angesicht unseres verklärten Herrn schauen dürfen und dadurch immer aufs neue die Kraft gewinnen, das apostolische Wort, durch welches Gott heute zu uns geredet hat, in unserem Leben zu erfüllen.

2.

Joh. 15,26.

Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen Ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir.

In den Abschiedsreden des Herrn, welche uns das Evangelium Johannis aufbewahrt hat, spricht der Herr zu wiederholten Malen über solche Fragen, welche nicht blos den einzelnen Christen, sondern die Gemeinde angehen, welche nicht blos auf die Angelegenheiten der einzelnen Seele, sondern auf die Zukunft seiner Kirche sich beziehen. Die bevorstehende Trennung ist ihm nicht ein Anlaß, noch einmal mit eindringlicher Mahnrede jedem einzelnen der Jünger ins Gewissen zu reden und noch einmal an ihnen seine seelsorgerliche Kunst zu üben; die bevorstehende Trennung läßt vielmehr alle die besonderen, persönlichen Anliegen seiner Jünger in den Hintergrund treten und richtet seine Gedanken auf die Gründung der Gemeinde. Insofern sind diese Abschiedsreden des Herrn für uns eine Erinnerung, daß das Christentum sich nicht erschöpft in den Erlebnissen, welche in unserem Herzen und in unserem Gewissen sich abspielen. Diese persönlichen Erlebnisse sind ja gewiß für uns die Hauptsache am Christentum. Denn ohne diese persönlichen Erlebnisse können wir nicht lebendige Glieder am Leibe Christi sein. Aber wir dürfen darüber doch auch nicht vergessen, daß wir Glieder am Leibe Christi sind. Ohne den Leib sind die Glieder tot. Der Leib ist es, durch den sie die Kraft der Lebendigkeit gewinnen. Der Leib

ist es, um deswillen sie Glieder heißen. In der Gegenwart freilich ist das Verständnis hierfür sehr gering. Das moderne Christentum hat immer noch eine starke Neigung zur Unkirchlichkeit. Es gibt auch heute noch sehr viele, für welche es sich im Christentum ausschließlich handelt um Gott und die einzelne Seele und die infolgedessen von der Bedeutung, welche der Gemeinde als dem Leibe Christi zukommt, nichts wissen. Und es sind das keineswegs blos solche Christen, deren Frömmigkeit unter dem Einfluß der modernen Geistesrichtung in Gefahr ist, den Zusammenhang mit dem geschichtlichen Christentum zu verlieren. Die Neigung zur Unkirchlichkeit macht sich vielmehr vielfach auch in solchen Kreisen geltend, welche mit Bewußtsein Jesus allein als ihren Meister und Herrn anerkennen und nur in der Gemeinschaft mit ihm den Zugang zum Vater gewinnen wollen. Aber ob nun dieser Mangel aus einem schwachen oder aus einem starken Glauben stammt, trotzdem handelt es sich um einen Mangel. Unser Herr hat gerade in den ernstesten Stunden seines Lebens zu seinen Jüngern von der Gemeinde gesprochen; in solchen Stunden spricht man aber nicht über gleichgiltige und unwichtige Dinge. Und die Verheißungen, welche er seinen Jüngern gegeben hat, haben sich auch erfüllt. Sie haben sich erfüllt an dem Tage, zu dessen Feier wir uns jetzt wieder vorbereiten. Oder soll es für uns keine Bedeutung mehr haben, wenn wir das Fest der heiligen Pfingsten feiern? Ist das Pfingstfest für uns blos ein Naturfest, wie es auch die Heiden feiern? Ist das Pfingstfest für uns blos eine Erinnerung daran, daß das fromme Gebet zur Gemeinschaft mit Gott zu führen vermag, wie es schon die Propheten und die Psalmen des alten Bundes bezeugen? Oder hat nicht vielmehr doch das Pfingstfest einen anderen, tieferen Sinn, den Sinn, daß es nicht blos als ein Fest der persönlichen Frömmigkeit, sondern als ein Fest der Gemeinde gelten kann? Auf diese Frage müssen wir eine Antwort haben, wenn anders

wir das Pfingstfest in der rechten Weise feiern wollen, und diese Antwort bietet uns unser heutiger Text dar, indem er von dem Vorzug der Gemeinde und von dem eigentümlichen Grunde dieses Vorzugs zu uns redet.

I.

An allen denjenigen Stellen, an denen der Herr von der Gemeinde redet, sieht er in ihr den krönenden Abschluß seines Werkes. Indem er von den Jüngern geht, verlieren sie nicht etwas, was nicht ersetzt werden soll. Der Fortgang Christi ist vielmehr der Weg zu größerem Reichtum. Zwar werden die Jünger ihn, den Herrn, nicht mehr bei sich haben; aber er selbst, der Herr, wird einen Stellvertreter senden und dieser Stellvertreter wird ihnen noch größere Gaben geben als der Herr ihnen gegeben hat. Und deshalb dürfen sich die Jünger freuen selbst in der Stunde des Abschieds. Sie werden freilich den Schmerz der Trennung empfinden, aber sie sollen es wissen, daß es sich bei dieser Trennung nicht um eine Katastrophe handelt, sondern um einen Schritt zur Vollendung, daß sie dadurch nicht ärmer, sondern reicher werden sollen. Nun haben freilich die Jünger diese Verheißung nicht eher verstanden, als bis sie die Erfüllung derselben erlebten, und deshalb hat sie auch der Tod des Herrn mit Bestürzung erfüllt. Sie hätten ihn viel lieber bei sich behalten und des Zusammenseins mit ihm auch ferner genossen. Und wir können das auch wohl nachempfinden. Denn wenn wir die Wahl hätten, würden wir es gewiß für ein größeres Glück halten, mit seinen Zeitgenossen ihm gefolgt zu sein, als jetzt Glieder seines unsichtbaren Leibes zu sein. Aber wenn wir diese Empfindung haben, so ist das nicht im Sinne Jesu. In solcher Empfindung tritt nur zutage, daß auch unsere Liebe zum Herrn nicht frei ist von menschlichen Gedanken. Jesus selbst aber hat solche Liebe zum Sichtbaren verworfen. Er

hat es wiederholt und ausdrücklich betont, daß es etwas Größeres sei, ein Glied seines unsichtbaren Leibes zu sein als des persönlichen Verkehrs mit ihm sich zu erfreuen in den Formen der irdisch-menschlichen Gemeinschaft. Und er hat auch deutlich gesagt, warum das etwas Größeres sei. Denn überall da, wo er von der zukünftigen Gemeinde redet, verheißt er den Jüngern die Sendung des heiligen Geistes oder — wie es an unserer Stelle heißt — des Geistes der Wahrheit. Der Vorzug, den die Gemeinde Christi hat, besteht in dem Besitz des heiligen Geistes — und der heilige Geist, das ist der Geist der Wahrheit. Aber wenn nun der Herr so von der Gemeinde redet, so müssen wir wohl auf seine Worte merken, damit wir seine Meinung richtig verstehen. Wir dürfen es nicht übersehen, daß der Herr den Vorzug der Gemeinde gerade darin sieht, daß sie den Geist der Wahrheit hat. Der Herr findet den Vorzug der Gemeinde nicht darin, daß sie einzelne Wahrheiten, sondern darin, daß sie den Geist der Wahrheit besitzt. Er sagt nicht zu seinen Jüngern, daß sie später noch die großartigsten religiösen Ideen bekommen werden, daß sie als Herolde der religiösen Aufklärung eine höhere Stufe in der Entwickelung der Religion herbeiführen werden. Allerdings hat das Christentum auch an einzelnen Wahrheiten der Menschheit so viel zu geben gehabt wie keine andere Religion und auch heute noch stehen die christlichen Ideen da als die reifste und tiefste Lebensweisheit, welche überhaupt je der menschliche Geist begriffen hat. So groß auch die Errungenschaften unserer modernen Kultur sind, sie hat doch für die letzten und innersten Fragen, welche das Herz des Menschen bewegen, noch keine Antwort gefunden, welche das Christentum überflüssig machen könnte. Immer wieder ereignet es sich, was schon zu den Zeiten des Apostels Paulus sich ereignet hat, daß auch die an Bildung und menschlicher Weisheit Satten und Stolzen von dem Gefühl der Armut und der Demut ergriffen werden,

sobald das wunderbare Wort des Evangeliums zu ihren Herzen den Zugang findet. Aber trotzdem besteht in diesen Ideen des christlichen Glaubens doch nicht der eigentliche Vorzug der Gemeinde. Wäre das der Fall, so hätte der Herr nicht sagen können, daß die Gaben des heiligen Geistes noch größer seien als das, was er selbst, der Herr, den Jüngern gegeben hat. Denn alle jene Ideen sind schon in der Predigt Jesu ausgesprochen. Die Jünger haben später nur diese Ideen besser verstanden, aber sie haben sie nicht erst erfunden. Aber der Herr redet auch nicht von einzelnen Wahrheiten, sondern von dem Geist der Wahrheit. Der Geist aber ist nicht bloß ein Gedanke, eine Idee, sondern eine Form des Lebens und zwar die höchste Form des Lebens; denn nur da, wo wir es mit persönlichem Leben zu tun haben, gebrauchen wir diesen Namen. Wenn also der Herr von der Gemeinde sagt, daß sie den Geist der Wahrheit empfangen soll, so meint er damit, daß in der Gemeinde ein eigentümliches, einzigartiges Leben sich gestalten wird, und die Eigentümlichkeit dieses Lebens besteht darin, daß es aus der Wahrheit ist, daß es das wahrhaftige Leben ist. Das ist der Vorzug der Gemeinde, daß in ihr ein eigentümliches Leben sich findet, wie es sonst nirgends in der Welt zu finden ist, und daß dies eigentümliche Leben als das vollkommene Leben sich bewährt. Und daß es tatsächlich so ist, darauf können wir auch heute noch die Probe machen. Oder ist es nicht auch heute noch so, daß das Leben in der Gemeinde Christi von ganz anderer Art ist als das Leben in der Welt? Wenn wir uns die Menschen ansehen, welche nur das natürliche Leben kennen, wie ist doch ihr Leben so zerrissen und so elend! Gerade je tiefer sie veranlagt sind, umsomehr empfinden sie es, wie sinnlos doch eigentlich das Leben ist. Wir werden geboren mit dem Verlangen nach Glück, aber weder Genuß noch Ehre, weder Reichtum noch Erfolg können auf die Dauer uns Befriedigung geben. Wir werden geboren mit dem

Sinn für die Wahrheit, aber in unserem eigenen Leben und in dem Leben, welches uns umgibt, herrscht die Lüge und der Schein. Wir werden geboren mit der Sehnsucht nach Frieden, aber überall begegnen wir dem Streit — unter den Menschen, unter unseren Leidenschaften und in unserem Gewissen. Und es ist deshalb auch nicht wunderbar, aber es bleibt doch immer eine erschütternde Tatsache, daß bis auf den heutigen Tag immer wieder als das letzte Wort der menschlichen Weisheit jener Satz des griechischen Philosophen wiederholt wird: das Beste sei es, niemals geboren zu sein, und das Beste danach, sobald wie möglich nach der Geburt wieder zu sterben. Wie anders aber ist es mit denen bestellt, welche als lebendige Glieder der Gemeinde zum Herrn sich bekennen und von ganzem Herzen sich ihm zu eigen gegeben haben! Wir können es oft genug sehen, wie über das Leben des frommen Christen ein stiller Friede ausgegossen ist. Freude und Dankbarkeit sind die Führer auf seinem Wege. Unser Glaube macht uns fähig, mitten in dieser argen, schlimmen Welt ein fröhliches und seliges Leben zu führen. Das Auge wird zwar nicht abgestumpft gegen die Leiden des Lebens, aber das innere Gleichgewicht der Seele kann weder durch Stürme noch durch Stimmungen gestört werden. Auch durch das Dunkel der Trübsal gehen wir mit sicherem Schritt den Weg und nichts in der ganzen Welt kann uns die Zuversicht rauben, daß es sich lohnt, diesen Weg zu gehen. Das aber ist das wahrhaftige Leben, daß wir von Freude, Friede und Seligkeit erfüllt sind. Wo Angst und Überdruß, Friedlosigkeit und Jammer die Herrschaft führen, da ist das Leben zerbrochen und krank. Wo aber die Seele volles Genüge gefunden hat, da ist der Geist der Wahrheit und ganzes, wahrhaftiges Leben. Solches wahrhaftige Leben ist aber nur in der Gemeinde Jesu Christi zu gewinnen. In aller übrigen Gemeinschaft gewinnen wir höchstens eine Steigerung unseres natürlichen Lebens. Wenn wir in unserem

Beruf Tüchtiges leisten, wenn wir um das Wohl unserer Mitbürger uns verdient machen, wenn wir Ehre und Ruhm oder Reichtümer gewinnen, so mögen wir uns wohl anderen gegenüber, die alles das nicht haben, als groß vorkommen. Aber es ist noch niemals bekannt geworden, daß diejenigen, welche Großes geleistet haben, durch ihre Taten den Frieden ihrer Seele und das innere Glück sich erworben haben. Wohl sind sie Menschenverächter, aber nicht selige Gotteskinder geworden. Aber in der Gemeinde Christi ist das ein alltägliches Ding. Wir können es täglich an uns selber erfahren, wie aus unserer Zugehörigkeit zur Gemeinde lebendige Kräfte uns zuströmen. Wenn wir aus unserem Gottesdienst heimkehren, so fühlen wir es, daß wir nicht bloß eine Reihe von guten Lehren mit uns nach Hause nehmen, sondern daß wir in Berührung gekommen sind mit dem wahrhaftigen Leben, aus dem unsere Seele ihre Nahrung empfängt. Wenn wir mit unserer Familie uns zusammenfinden in der häuslichen Andacht, so merken wir es wohl, wie die Klänge unserer Gebetslieder weiterklingen auch in die Stunden unserer Arbeit und unserer gemeinsamen Erholung hinein. Wenn wir im Dienst der Gemeinde Zeugen haben werden dürfen von der Liebe Christi, so empfinden wir es mit dankbarem Herzen, wie unser eigenes Leben dadurch sich ausweitet über seine engen Grenzen hinaus und zu einem gesegneten Leben sich gestaltet. Und so haben wir in uns selbst den gegenwärtigen Beweis dafür, daß in der Tat in der Gemeinde Jesu Christi der heilige Geist seine Wohnstätte hat und daß das Wort des Herrn, in dem er von dem herrlichen Vorzug der Gemeinde redet, nicht ein leeres Wort, sondern ein Wort der Wahrheit gewesen ist.

II.

Aber der Herr zeigt uns in dem verlesenen Wort nicht bloß den Vorzug, den die Gemeinde hat, sondern er weist uns auch hin auf den Grund dieses Vorzuges. Denn wie

kann doch die Gemeinde solch' große Dinge tun? Wie kommt sie dazu, daß sie in dieser friedlosen Welt uns den Frieden gibt und in dieser unseligen Welt uns zur Seligkeit führt? Auf diese Frage gibt uns unser Herr die Antwort, indem er von der eigentümlichen Aufgabe redet, welche der heilige Geist zu erfüllen hat: „Der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir." Darin besteht die Tätigkeit des heiligen Geistes, daß er vom Sohne zeugt. Das Wirken des heiligen Geistes ist nicht ein Geschehen, welches hinter unserem Rücken sich abspielt. Es überfällt uns nicht mit rätselhaften Antrieben, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen. Es ist nicht ein Geschehen, welches in den unbewußten Regionen unseres Seelenlebens verläuft. Vielmehr darin besteht das Wirken des heiligen Geistes, daß er vom Sohne zeugt. Vor unsere Augen stellt er uns den Sohn und gibt Zeugnis von ihm. Darin besteht die Tätigkeit des heiligen Geistes, daß er den gekreuzigten und auferstandenen Herrn, der zur Rechten Gottes erhöht ist, in unsere Mitte stellt, daß er die verklärte Gestalt unseres Heilands zu einer gegenwärtigen Wirklichkeit unseres Lebens macht. Aber es geschieht das nicht in der Weise, wie man etwa die Erinnerung an einen Verstorbenen erweckt, oder so, wie man über die großen Männer der Vergangenheit berichtet, oder wie man in einem Roman von einer idealen Gestalt der Phantasie erzählt. In allen diesen Fällen bleibt doch das Bild, welches wir sehen, nur ein Gedankenbild, und dies Gedankenbild mag immerhin uns mit Bewunderung erfüllen und uns zur Nachahmung antreiben, trotzdem ist es doch ein totes Bild. Das Zeugnis des Geistes aber ist ein lebendiges Zeugnis. Denn darin besteht das Zeugnis des heiligen Geistes, daß er, indem er uns das Bild des Gekreuzigten zeigt, zugleich uns beugt in der Erkenntnis unserer Sünde, und indem er uns das Bild des Auferstandenen zeigt, zugleich uns gewiß macht der vergebenden Gnade unseres

Gottes. Die Erkenntnis der Sünde und die Gewißheit von der Vergebung unserer Sünde, das sind aber nicht blos gedachte Gedanken, sondern Vorgänge in unserem Leben, eine Umgestaltung der Wirklichkeit, zu der wir gehören. Daß Jesus für die Sünde der Menschen und deshalb auch für meine Sünde gestorben ist, das ist zunächst für mich eine bloße Kunde, ein Stück der Überlieferung, von dem ich weiß, wie ich von anderen Ereignissen der Vergangenheit weiß. Aber dies Wissen nimmt doch immer nur meine Gedanken in Anspruch. Dabei kann allerdings diese Kunde einen tiefen Eindruck auf mich machen: die Größe seines Mutes kann mich mit Bewunderung erfüllen und die sittliche Kraft seiner Liebe kann mich innerlich überwältigen. Aber auch das sind doch immer nur schöne Gedanken und Empfindungen, aber noch keine Umwandlung meines Lebens. Zu einer Umwandlung meines Lebens kommt es erst dann, wenn zu dieser Kunde das Zeugnis des Geistes sich hinzugesellt. Und das geschieht, indem er, der Sünderheiland, für mich aus einer Gestalt der Vergangenheit zu einer lebendigen gegenwärtigen Gestalt wird. Alles das, was zwischen ihm und mir liegt, diese ganze zeitlich-räumliche Welt, in der wir so oft den Inhalt und das Ziel unseres Lebens zu finden meinen, alles das schrumpft vor unserem Auge zusammen und wir werden plötzlich dessen inne, daß es in der ganzen Welt nur zwei Pole des Lebens gibt, und der eine ist er und der andere bin ich. Und wenn wir ihm dann gegenüberstehen, allein und einsam, wenn wir ihn nicht mehr durch den Schleier der Geschichte sehen, sondern in der Gestalt seiner göttlichen Majestät, und wenn dann sein durchdringendes Auge auf unserem Leben ruht, dann merken wir es, wie alles in uns anders wird. Wie werden wir dann so klein vor ihm und wie wird unser stolzer Sinn so gedemütigt! Wie wird unser Eigenwille gebrochen und unsere Selbstsucht gestraft! Aber wie wird zugleich auch unser Herz erfüllt von inniger Dank-

barkeit, daß wir ihn sehen dürfen! Wie strömt aus seinem Angesicht die Fülle des Segens auf unser Leben! Und wie hebt der gnadenvolle Blick seiner Augen uns empor zu der Gemeinschaft, welche er mit dem Vater hat! Daran erkennen wir das Wirken des heiligen Geistes, daß er von dem Sohne uns Zeugnis gibt, indem er uns beugt in der Erkenntnis unserer Sünde und indem er uns gewiß macht der Vergebung unserer Sünde. Wo aber Sündenbekenntnis und Vergebungsglaube ist, da ist die Gemeinde. Denn wenn wir von der Gemeinde reden, so meinen wir ja nicht die äußeren Formen der Kirche. Unser Gottesdienst besteht nicht darin, daß wir bestimmte Gebräuche beachten und dadurch ein Verdienst vor Gott uns erwerben. Unser Gottesdienst besteht auch nicht darin, daß wir an bunten Bildern und schöner Musik oder an geistreicher Rede unsere Sinne ergötzen. Unser Gottesdienst besteht vielmehr darin, daß wir in Demut uns vor der Majestät Gottes beugen und voll Vertrauen zu seiner väterlichen Güte unsere Augen erheben. Indem wir uns hier zusammenfinden, bringen wir durch die Tat zum Ausdruck, daß wir Sünder sind, welche der Vergebung bedürfen, und daß wir selige Gotteskinder sind, welche der Vergebung gewiß sind. Nicht alle freilich, welche an unserm Gottesdienste teilnehmen, können solche Erfahrungen machen. Es ist das eben nicht unser eigenes Werk, welches wir zustande bringen können, wenn wir es nur wollen, sondern das Werk des heiligen Geistes. Wohl aber kann man solche Erfahrungen nur in der Gemeinde machen. Denn nur in der Gemeinde Christi gibt der heilige Geist Zeugnis von dem Herrn, indem er uns ihn, der gestorben und auferstanden ist, als den lebendigen Herrn auch über unser Leben bezeugt. Alle diejenigen aber, deren Herz berührt worden ist durch das Zeugnis des heiligen Geistes, sie haben damit eine Umwandlung ihres inneren Lebens erfahren und diese Umwandlung ihres inneren Lebens ist der Grund dafür, daß nun

auch ihr irdisches Leben erfüllt ist von Friede, Freude und Seligkeit und allen den reichen Gaben, welche unter der Herrschaft des Friedensfürsten gedeihen.

Darin besteht der Vorzug der Gemeinde, daß wir in ihr das wahrhaftige Leben finden, und wir finden dies wahrhaftige Leben, wenn uns der Herr begegnet in seiner verklärten Herrlichkeit. Während seines irdischen Lebens war auch er gebunden an die Schranken der irdisch-menschlichen Gestalt und deshalb war auch der Erfolg seines Wirkens so gering. Aber seitdem er in verklärter Gestalt lebt, sammelt er seine Gemeinde aus allen Völkern. Weil er auferstanden ist von den Toten, wird er kräftiglich erwiesen als der Sohn Gottes nach dem Geist, der da heiliget. Der heilige Geist ist aber auch heute noch in unserer Mitte und berührt auch heute noch die Herzen mit seinem Zeugnis, indem er in uns das aufrichtige Bekenntnis unserer Sünde weckt und zugleich uns den Glauben an die väterliche Gnade unseres Gottes gibt.

3.

Lucas 9,20—23.

Er aber sprach zu ihnen: Wer saget ihr aber, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach: Du bist der Christ Gottes. Und er bedräute sie und gebot, daß sie das niemand sagten. Und sprach: Des Menschen Sohn muß noch viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen. Und er sprach zu ihnen allen: Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.

Das Bekenntnis des Petrus, von dem unser Text uns erzählt, ist nicht das erste Bekenntnis gewesen, welches dem Herrn begegnet ist. Es wird uns vielmehr erzählt, wie schon vorher die Besessenen Jesus als den Heiligen Gottes erkannt haben. Aber ihnen hat Jesus Schweigen geboten, während er das Bekenntnis des Petrus fordert. Das ist scheinbar ein Widerspruch. Aber dieser Widerspruch löst sich auf, wenn wir uns daran erinnern, daß Jesus in die Welt gekommen ist als der Heiland der Menschen. Wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre, die Dämonen in Schrecken zu setzen und von den Teufeln den Tribut der Anerkennung zu empfangen, so hätte er nicht den Weg durch diese Welt zu gehen brauchen. Aber sein Herz war vielmehr erfüllt von dem Verlangen, Seelen zu retten, und deshalb hat für ihn das Bekenntnis nur dann einen Wert, wenn es aus dem Munde derjenigen kommt, in denen die Sehnsucht nach dem Heil erwacht ist. Bei denen aber, die seine Jünger geworden sind, ist das die

letzte Tat seiner rettenden Liebe, daß er ihnen das Bekenntnis in den Mund gibt. Und deshalb ist das Ereignis, von dem unser Text uns berichtet, ein Höhepunkt in dem Leben unseres Herrn. Es ist ein Hinweis darauf, daß seine treue Arbeit an ihren Seelen zum Ziel gekommen ist, daß die Stunde des Feierabends nahe herbeigekommen ist und daß er sich rüsten kann, den Weg anzutreten, der ihn zurück zum Vater führt. Was für Gedanken und Empfindungen mögen ihn wohl in dieser Stunde erfüllt haben! Und wie bleibt trotzdem sein Blick so ernst und still! Die große Wendung in seinem Leben vermag nicht die klare Ruhe zu erschüttern, die in ihm wohnt. Nur daran erkennt man die Bedeutung dieses einzigartigen Augenblicks, daß sein Mund in kurzen Worten das Geheimnis seines Lebens enthüllt. In dieser feierlichen Stunde deckt er sein Inneres vor seinen Jüngern auf und läßt sie einen Blick hineintun in sein Herz. Niemals wieder, weder vorher noch nachher, hat er so deutlich über den eigentlichen Sinn seines Lebens gesprochen. Und wenn irgendwo, so haben wir hier den Schlüssel für das Verständnis seiner Person. Dadurch aber gewinnt auch das Bekenntnis des Petrus erst seine eigentliche Bedeutung. Was mag wohl Petrus damals von dem, was er sagt, selber begriffen haben? Der Herr mußte erst seinen Kommentar dazu geben, damit dies Bekenntnis des Petrus nicht blos ein Ausruf höchster Verehrung und Bewunderung blieb; erst durch die Erläuterung, welche der Herr selbst diesem Bekenntnis des Petrus gab, wurde es zu der Losung, in der Gottes unermeßliche Liebe und der erlösten Menschheit dankbarer Glaube ihren höchsten Ausdruck fanden.

I.

Den Jüngern selbst freilich ist der Herr niemals so unverständlich gewesen wie in diesem Augenblick. Sie haben wohl auch sonst mehr für ihn geschwärmt als daß sie ihn

verstanden haben. Es ging ihnen nicht anders, als es auch uns zu gehen pflegt. Der Wohllaut seiner Rede und der tiefe Blick seiner Menschenkenntnis, die ungetrübte Heiterkeit seines Gemüts und die freundliche Art seines Wesens, der ganze Zauber seiner großen und freien Persönlichkeit, das ist es, was so leicht unser Herz gefangen nimmt. Wir werden, wie man heute zu sagen pflegt, überwältigt von der Schönheit Jesu. Und es ist ja richtig, daß wir in ihm auch das ideale Bild natürlicher Menschlichkeit finden in solcher Vollendung, wie es weder die hellenische Kunst der harmonischen Lebensgestaltung noch auch der große Meister unserer deutschen Dichtung zu erreichen vermocht hat. Und so ist es auch nicht überraschend, daß die Jünger weltliche Ehre und weltliche Herrschaft für ihn erwarten. Wenn der griechische Philosoph den Königsthron als den würdigen Platz des Weisen ansah, wie hätte es für die Gestalt des Einen, der allein das Ebenbild Gottes ohne Makel trug, eine bessere Folie geben können als den Purpurmantel! Wie hätten die Träume und Hoffnungen des tief gefallenen Volkes eine bessere Erfüllung finden können als in diesem Gerechten, der noch strenger war als Moses und der doch im Ernst von sich selber sagen durfte, daß er gekommen sei, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Und trotzdem waren das lauter irrende Gedanken. Als nun der Augenblick gekommen ist, in dem der Herr die große Frage an die Jünger richtet, und als nun die Jünger ihm huldigen als dem verheißenen Messias, da nimmt er zwar ihr Zeugnis an, aber die Worte, die er dann zu ihnen spricht, stammen nicht aus der Phantasie des apokalyptischen Sehers. Das Bild, welches vor seinen Augen sich entrollt, steht in schroffem Gegensatz zu den hellen Farben, mit denen die Hoffnung seines Volkes die messianische Zukunft malt. Der Titel, den seine Jünger ihm darbieten, gibt ihm nicht den Anspruch auf Glück und Ehre und weltliche Herrschaft; dieser Titel zeigt ihm vielmehr den Weg des Leidens, der durch

Spott und Schande zum Tode führt. Verworfen zu werden und den Tod als Sünder zu sterben, das ist das Siegel seiner Messianität, das ist das Schlußwort seines Lebens, von dem aus der Sinn seines Lebens erst deutlich und verständlich wird. Es ist gewiß kein Zufall, daß in allen Berichten, welche uns in den Evangelien erhalten sind, beides stets in engster Verbindung sich findet: das Zeugnis des Petrus und die erste Leidensverkündigung des Herrn. Beides gehört für Jesus aufs innigste zusammen. Sobald ihm aus dem Munde seiner Jünger das Bekenntnis entgegentönt: „Du bist der Christ Gottes", antwortet er sogleich: „Jawohl, des Menschen Sohn muß noch viel leiden und verworfen werden und getötet werden und auferstehen." Für das jüdische Bewußtsein sind das die denkbar schärfsten Gegensätze; für Jesu Bewußtsein sind es untrennbar zusammengehörige Dinge: seine Aufgabe als Messias ist nicht eher erfüllt, als bis er das Leiden getragen hat: in seinem Leiden und in seinem Tode wird seine Messiaswürde erst offenbar. Die Jünger haben allerdings diesen Zusammenhang nicht zu begreifen vermocht; sie haben die Todesgedanken des Herrn nicht ernst genommen, der Gedanke an Leiden und Sterben paßte so gar nicht zu den Erwartungen, welche ihr Herz erfüllten. Und deshalb hat auch ihr Glaube an ihn sich nicht bewährt. Sie haben ihn verraten und verlassen und verleugnet. Wie ist doch das Bekenntnis des Petrus zu Schanden geworden! Aber nachdem dann die Weissagung des Herrn sich erfüllt hatte, nachdem mit deutlicher und unmißverständlicher Rede die Erklärung seiner Messianität auf das Kreuz und auf das Grab geschrieben worden war, da erst ist das Bekenntnis des Petrus der Fels geworden, den keine Macht der Welt zu zertrümmern vermochte. Die Hoffnung auf die Herrschaft des Davidssohnes hat sie zu seinen Anhängern gemacht; aber erst der Glaube an den Gekreuzigten hat ihnen die Kraft gegeben, als seine Apostel seine Gemeinde zu gründen.

Und das ist auch später nicht anders geworden. Die ganze Geschichte des Christentums, von ihren Anfängen an bis in die Gegenwart, legt Zeugnis davon ab, daß das Leiden und Sterben Christi dasjenige gewesen ist, was den Menschen die Augen geöffnet und sie die Herrlichkeit des Herrn hat erkennen lassen. Das Kreuz auf Golgatha hat mehr als alle Ideen des Christentums, mehr als alle Ideen der sogenannten Religion Jesu auf die Menschen gewirkt und in ihnen den Glauben erweckt. Warum sind die Kirchen in der Gegenwart so leer und warum ist der Einfluß des Christentums in der Gegenwart so gering? Und warum ist all der Fleiß, den die theologische Wissenschaft auf ihre Arbeit verwendet, oft so unfruchtbar für das Leben der Gemeinde und so oft eine Gefahr für den Glauben? Nicht das ist der Grund, daß etwa das Christentum veraltet ist und sich überlebt hat. Sondern das ist der Grund, daß man in der Predigt nicht mehr das Kreuz in den Mittelpunkt rückt und daß die Theologen es nicht mehr als ihre erste und vornehmste Aufgabe ansehen, in das Geheimnis sich zu versenken, welches in dem Leiden und Sterben des Herrn gegeben ist. Man kann es heute sehr oft hören, daß die Dogmen, in denen die alte Kirche vom Tode Christi redet, für den modernen Menschen ihre Bedeutung verloren haben. Diese Dogmen der alten Kirche seien viel zu kompliziert, als daß sie einen unmittelbaren Eindruck zu machen vermöchten, und sie seien auch mit allerlei Vorstellungen und Begriffen verknüpft, welche für uns keine Bedeutung mehr haben. Aber wenn das der Fall ist, so müssen wir Theologen nur um so ernster unsere Arbeit tun, daß wir unsere Stimme wandeln und nach neuen Worten suchen. Aber trotzdem wird doch auch für die Theologie unserer Tage es dabei bleiben, daß sie der Predigt vom Kreuz zu dienen hat. Die Predigt vom Kreuz bezeugt sich auch heute noch an den Herzen der Menschen und der Glaube an Christus wird auch

heute noch geboren — nicht aus seinen Lehren und auch nicht aus seinen Wundertaten, sondern aus seinem Leiden und Sterben. Und deshalb: wenn es sich darum handelt, daß wir unseres Glaubens gewiß werden wollen, dann laßt uns unter sein Kreuz treten. Laßt uns die Augen richten auf das Leiden und Sterben des Herrn. Je mehr wir das tun, um so mehr werden unsere Augen geöffnet werden, daß wir die Herrlichkeit des Herrn erkennen. Nicht die Logik unseres Verstandes führt uns zum Glauben an Gott, aber wenn wir ihm begegnen, dann empfinden wir es, daß er Gott ist. Und dies Erleben seiner Wirklichkeit wird dann das sein, was uns mit den Christen aller Zeiten verbindet, und wir werden dann mit der ganzen Christenheit auf Erden bekennen können, daß der gekreuzigte und getötete Christus der Messias, unser Heiland ist.

II.

Solches Bekenntnis zu der Gottheit Christi ist aber freilich mehr als ein bloßes Gefühl. Wenn wir uns hinstellen wollten vor das Kreuz und uns verzehren ließen von der Glut tiefergriffener Andacht, so würde das doch noch nicht ein Bekenntnis zu der Gottheit Christi sein. Es gibt auch in der Gegenwart sehr viele, welche von tiefen und andächtigen Gefühlen bewegt werden, wenn sie die Passionslieder unserer Kirche singen, und denen doch die Predigt vom Kreuz nicht mehr zu sagen hat als etwa ein ergreifendes Trauerspiel. Aber die Tragik, mit der das Leben des Herrn schließt, führt uns noch nicht über das Gebiet des ästhetischen Empfindens hinaus; mit dem ästhetischen Genuß aber hat der Glaube nichts zu tun. Von dem Bekenntnis zu der Gottheit Christi kann vielmehr erst dann die Rede sein, wenn wir nicht blos unter dem gewaltigen Eindruck stehen, den auf jedes empfängliche Gemüt jener Vorgang dort auf Golgatha ausübt, wenn wir vielmehr auch es verstehen, was denn dieser Vorgang

zu bedeuten hat. Der Glaube ist nicht blos ein Gefühl, sondern eine Gewißheit und Überzeugung und deshalb haftet er auch nicht an dem äußeren Bilde, sondern fragt auch nach den Gründen und nach dem inneren Sinn des Geschehens. Und auf solche Frage gibt nun gerade unser heutiger Text eine deutliche Antwort. Denn gerade unser heutiger Text ist so geeignet wie kein anderer, uns erkennen zu lassen, welche Gedanken Jesus selbst gehabt hat, als er im Anschluß an das Petrusbekenntnis von seinem Leiden und Sterben sprach. Er läßt uns hineinsehen in die Gedanken unseres Herrn, die ihn bewegten in der Stunde, da er zum ersten Mal von der Vollendung seines Lebens sprach. Er läßt uns hineinsehen in die Beweggründe, die ihn erfüllten, als er mit klarem Auge und mit festem Schritte auf das Kreuz zuging, das seiner harrte. Im Anschluß an jene erste Leidensverkündigung hat nämlich der Herr „zu ihnen allen", seinen Jüngern, gesagt: „Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach!" Im Angesicht des Todes weiß er nichts anderes zu sagen als dies einfache Wort. Zur Erklärung dessen, warum sein Tod eine unabwendbare Notwendigkeit sei, gibt er nichts anderes als den Hinweis auf das, was er sein Leben lang geübt hat. „Sich selbst verleugnen und sein Kreuz tragen", das ist es, was er im Hinblick auf seinen Tod ihnen ans Herz legt. Darin erschöpft sich für ihn der Sinn des Lebens und darin hat auch die Notwendigkeit seines Leidens und Sterbens ihren Grund. Kann uns dies einfache Wort eine Lösung unserer Frage sein? Ich meine allerdings, daß es dazu geeignet ist. Sich selbst verleugnen, was heißt das anders als: Liebe üben, wo wir gekränkt werden? Sein Kreuz tragen, was heißt das anders als: Gott gehorsam sein auch dann, wenn unser Leben zu Grunde geht? Wo aber gäbe es Größeres als dies? Wer unter allen Menschen wäre imstande, auch nur von ferne dies Doppelgebot zu erfüllen? Wer wäre

imstande, Größeres als dies auch nur zu ersinnen? Wenn wir den Versuch machten, auch nur einen Tag, eine Stunde lang dies Gebot zu erfüllen, wir würden es bald merken, wie dies einfache Gebot unseres Herrn weit über alle unsere Kräfte, weit über all' unser Vermögen hinausgeht. Wir würden es merken, daß ein Mensch solche Forderung nicht aufstellen kann in der ernstlichen Absicht, auch selbst danach zu leben. Wir sind wohl bereit, mit unseren Freunden freundlich zu sein und denen, welche wir unsere Lieben nennen, Liebe zu erweisen. Gegenüber unserer Familie und gegenüber denen, mit denen uns irgendwelche natürliche Bande verbinden, halten wir wohl die Forderung der Liebe für berechtigt. Aber wie gering ist doch selbst da, wo die natürliche Neigung und das natürliche Interesse uns bestimmt, unsere Fähigkeit, die Liebe, welche wir fordern, auch wirklich zu üben. Wie leicht lassen wir uns durch verdrießliche Stimmung zu unfreundlichen Worten fortreißen. Und wie wenig geben wir uns doch Mühe, auf das Empfinden derer Rücksicht zu nehmen, die auf unsere Liebe angewiesen sind. Und wenn wir es nun gar mit einem Menschen zu tun haben, mit dem uns keine Bande der Natur verbinden, wenn wir es mit einem Menschen zu tun haben, der uns im Wege steht oder uns unsympathisch ist, was fangen wir dann mit jenem Gebot der Liebe an? Wie kann uns zugemutet werden, daß wir uns selbst verleugnen sollen auch dann, wenn uns Unrecht geschieht? Wie kann uns zugemutet werden, daß wir wohl gar eine beabsichtigte Kränkung nicht blos vergeben, sondern auch mit Liebe erwidern? Unserem natürlichen Wesen ist solche Forderung ein fremdartiges Wort und wenn wir zu dieser Forderung uns bekennen würden, so würde das nur ein Spott sein auf uns selbst. Und nicht anders ist es auch mit unserem Verhalten gegenüber dem Kreuz, welches Gott uns auferlegt. Unser Herr sagt, wir sollen täglich unser Kreuz auf uns nehmen. Es ist vielleicht nur ein ganz leichtes Kreuz. Gegenüber dem

Kreuz, welches unser Herr getragen hat, ist es jedenfalls nicht der Rede wert. Und trotzdem: wie sträuben wir uns doch gegen das Leiden, welches unser Leben uns bringt. Wenn uns eine Krankheit trifft, wie sind wir so leicht verzagt. Wenn wir einen Mißerfolg haben oder wenn irgend eine Hoffnung scheitert, wie sind wir so unglücklich und so ungeduldig. Und wie sind wir doch immer gleich bei der Hand, über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens zu räsonnieren und uns aufzuregen. Nur mit Widerstreben fügen wir uns in das Unvermeidliche, denn wir müssen wohl schließlich ertragen, was Gott uns auferlegt. Aber daß wir, wie der Heiland fordert, mit willigem Gehorsam alle Tage aufs neue unser Kreuz auf uns nehmen, davon kann doch nicht die Rede sein. Jesus aber hat die Forderung, von der er zu seinen Jüngern spricht, nicht nur in seinem Leben wahr gemacht, sondern er hat auch im Angesicht des Todes, im Angesicht des Todes am Kreuz, dies Wort aufs neue als seine Losung aufgestellt und er ist dieser Losung treu geblieben in den Martern und in der Pein, welche nicht bloß seinen Leib, sondern auch seine Seele trafen. Er hat auch am Kreuz noch seine Arme ausgestreckt nach dem irrenden Volk, obwohl dies Volk ihn haßte und ihm nicht bloß das Leben, sondern auch die Ehre nahm. Und er hat auch in den Leiden des Kreuzes den Gnadenwillen seines Gottes erkannt; es ist ihm etwas ganz Selbstverständliches gewesen, daß auch die schreckliche Katastrophe, welche über ihn hereinbrach, eine rettende Tat der göttlichen Liebe war. In dem gekreuzigten Christus haben wir das Bild von der Liebe Gottes, die trotz aller Kränkung auch in den Schmerzen des Todes als unüberwindlich sich erweist; in dem gekreuzigten Christus haben wir das Bild des Gottesgehorsams, der den heiligen Willen Gottes tut selbst dann, wenn Gottes gewaltige Hand Leib und Seele ihm zerbricht. Das ist es gewesen, was diesen Tod zum Mittelpunkt der Weltgeschichte gemacht hat. Weil wir das Bild des Ge-

kreuzigten haben, so wissen wir nun, daß die Ordnung der natürlichen Welt mit ihrem Gesetz der Selbstsucht und des Eigenwillens abgetan ist und daß eine andere Ordnung und ein anderes Gesetz gilt. Die Liebe Gottes ist nun nicht mehr für uns eine Idee, sondern die Liebe Gottes ist leibhaftig erschienen in der Welt und hat trotz unserer Sünde nach uns ihre Hände ausgestreckt. Und weil wir das Bild des Gekreuzigten haben, so wissen wir auch, daß diese Liebe Gottes uns retten kann trotz unserer Sünde. Wir müssen freilich unsere Augen niederschlagen, wenn wir es sehen, wie fromm und gehorsam Jesus war. Aber weil wir es wissen, daß auf ihm Gottes Wohlgefallen ruht, so haben wir nun den Mut, an seiner Hand vor das Angesicht Gottes zu treten. Und wir sind dessen gewiß: wenn wir uns von ihm aufnehmen lassen in die Gemeinschaft seiner Liebe, so werden wir den Vater finden und er wird uns aufnehmen in die Gemeinschaft, die er mit seinem Sohne, unserem Herrn und Heiland, hat.

Das Bekenntnis des Petrus wird zu einem lebendigen und wahrhaftigen Zeugnis erst durch die Erklärung, welche der Herr ihm gibt in seinem Tode und in den Worten, in denen er von seinem Tode spricht. Für den natürlichen Menschen ist diese Erklärung allerdings ein Rätsel oder gar eine Torheit. Wir aber wissen es, daß die Erniedrigung Christi ein Erweis seiner Gottheit ist. Die Liebe und der Gehorsam müssen immer den Weg der Niedrigkeit gehen; aber trotzdem gibt es doch nichts Größeres und Herrlicheres als die Liebe und den Gehorsam. Was aber Liebe und Gehorsam ist, das lernen wir allein an der Person unseres Herrn, das lernen wir allein an dem Kreuz, welches er auf Golgatha aufgerichtet hat als ein ewiges Denkmal der göttlichen Liebe und der göttlichen Gerechtigkeit.

4.

Psalm 46,8.

Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz.

Das Fest, welches wir heute feiern, haben die Apostel und die älteste Gemeinde noch nicht gefeiert. Es steht nichts davon in der Bibel. Und doch sind wir davon überzeugt, daß wir ein Recht haben, das Reformationsfest in die Reihe der christlichen Feste zu stellen und als ein christliches Fest zu feiern. Der Tag, dessen wir heute gedenken, hat zwar einen neuen, unheilbaren Riß in die Christenheit gebracht, und wenn wir all' des Leides und all' der Zwiespalt uns erinnern, unter der insbesondere unser deutsches Volk und Vaterland hat leiden müssen und noch heute leiden muß, dann könnten wohl die Bedenken aufsteigen, ob wir ein Recht haben, den Tag der 95 Thesen unter die großen Feste des Kirchenjahres einzureihen. Wir können es ja jedenfalls unseren katholischen Brüdern nicht verdenken, daß sie diesen Tag mit ganz anderen Gefühlen ansehen. Wie sollten sie wohl dazu kommen, über den großen Abfall sich zu freuen, durch den die Weltherrschaft des Papstes gebrochen und die Kirche Roms um die geistige Führung der Völker gebracht worden ist. Wie sollten sie wohl dazu kommen, einen Sieg des Christentums zu sehen in dem Ereignis, durch welches der weitaus größere Teil der Christenheit aus dem lebendigen Strom der kirchlichen Geschichte ausgeschieden worden ist. Und so stehen nun heute viele Millionen von Christen abseits, — die Kirche der Re-

formation ist doch nur ein Bruchteil der ganzen großen Christenheit. Und dennoch feiern wir das Reformationsfest als ein christliches Fest. Wir wissen es zwar, daß nicht alle mit uns feiern, nicht alle, die sich zu der Kirche Christi bekennen; aber wir meinen doch, daß alle mit uns feiern sollten. Wenn sie nur wüßten, was uns der Tag der Reformation zu bedeuten hat, wenn sie es nur begreifen könnten, worin der Ruhm und die Ehre dieses Tages besteht, sie würden sich nicht von uns fernhalten, sondern mit uns feiern. Denn wenn wir an diesem Tage mit Loben und Danken vor das Angesicht unseres Gottes treten, so tun wir es ja nicht um deswillen, weil wir uns des Sieges freuen, den unsere Väter dereinst erstritten haben. Die Kirche der Reformation hat nie etwas wissen wollen von menschlichen Triumphen. Und deshalb sei es ferne von uns, daß wir diesen Ehrentag der Reformation dazu benutzen, um von Menschenwerk und menschlicher Leistung zu reden. Wir wollen vielmehr Ernst damit machen, daß wir das Reformationsfest als ein christliches Fest feiern und daß wir an ihm nur das rühmen, was wir an allen übrigen christlichen Festen rühmen. Alle christlichen Feste aber haben darin ihre besondere Art, daß sie uns von den großen Taten unseres Gottes in der Geschichte der Menschheit erzählen. Und so besteht denn auch der Ruhm dieses Tages darin, daß er uns erinnert an die Offenbarung des lebendigen Gottes in der Geschichte unseres Volkes. Die Reformation ist ein Beweis dafür, daß der lebendige Gott auch in der Gegenwart noch wirksam ist, daß er auch in der Gegenwart noch seine großen und gewaltigen Taten tut, daß auch in der Gegenwart noch der Lobpreis des Psalmisten gilt von der starken Macht und Hülfe des Herrn Zebaoth. „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz." Die Reformation ist nicht ein Menschenwerk, sondern ein Gotteswerk. Das ist es, was das Re-

formationsfest uns zu sagen hat. Das ist es, was wir auch heute wieder uns sagen lassen wollen, damit Gottes Ehre gepriesen werde und zugleich wir getröstet und unser Glaube gestärkt werde.

I.

Die Reformation ist nicht ein Menschenwerk, sondern ein Gotteswerk. Wir können ja freilich diesen Tag nicht feiern, ohne dabei des Mannes zu gedenken, den Gott als einen Propheten uns geschenkt hat. Und wenn gerade in unseren Tagen wieder das Gedächtnis unseres Reformators in beispielloser Weise durch römischen Haß verunehrt worden ist, so liegt es ganz besonders nahe, daß wir gerade heute es bezeugen, wie wenig unsere Liebe durch all' jene Ausbrüche einer blinden und fanatischen Wut getrübt werden kann. Wir wissen es ja viel besser, was wir an unserem Doktor Martin Luther haben. Denn wo gibt es wohl in der Gegenwart ein Volk, das eines solchen Mannes sich rühmen könnte, der uns unsere deutsche Sprache gegeben hat, der aus der Tiefe des deutschen Gemüts die Fülle unvergänglicher Lieder geschöpft hat, der uns gezeigt hat, was Mannesmut und Mannestreue ist, der uns das stille Glück deutschen Familienlebens vor die Seele gestellt hat und der bei alledem von Gott dazu berufen war, den verschütteten Quell der göttlichen Wahrheit wieder aufzudecken und dem Evangelium eine neue Bahn zu brechen. Ja allerdings, wenn es heute noch Menschen gibt, denen man es erst sagen muß, daß dieser Mann ein von Gott begnadeter Mensch gewesen ist, so ist das nur ein Beweis dafür, daß die Verblendung auch heute noch eine Macht ist. Und wenn immer wieder die Jesuiten und Dominikaner sich alle erdenkliche Mühe geben, das Bild dieses Mannes zu besudeln, so ist das nur ein Beweis dafür, wie sehr sie selbst es empfinden, daß das Bild dieses Mannes der Seele des deutschen Volkes sich tief eingeprägt hat. Vier Jahrhunderte

lang hat leidenschaftlicher Haß ohne Scham und Scheu alles getan, um diesem Manne die Ehre und die Achtung seiner Volksgenossen zu rauben, und trotzdem ist er auch heute noch der populärste Held des deutschen Volkes. Und dennoch feiern wir heute nicht den tapferen und geistesmächtigen Mann. Nicht um seinetwillen begehen wir dieses Fest. So groß die Gaben auch gewesen sind, die Gott durch ihn uns geschenkt hat, so ist doch hier nicht die Stätte, eines Menschen Lob zu verkündigen. Das ist vielmehr die größte Gabe, welche unser Reformator uns hat bringen dürfen, daß er uns die Augen geöffnet hat für die Herrlichkeit und Majestät Gottes. Es wäre wahrlich nicht in seinem Sinne, wenn wir seine Person rühmen wollten. Mit welcher Geringschätzung hat er doch selbst von seiner eigenen Person und von seinen eigenen Leistungen gesprochen. Er hat nicht daran gedacht, sich für weise zu halten; denn gerade weil Gottes Weisheit ihm offenbar geworden war, war er imstande, von seiner eigenen Weisheit gering zu denken. Er hat nicht daran gedacht, sich für groß und stark zu halten; denn gerade weil Gottes Macht ihn überwunden hatte, war er imstande, von seiner eigenen Kraft gering zu denken. Aber das ist gerade das Große an ihm, daß er Gott alles sein lassen wollte in seinem Leben. Dadurch ist er der Begründer einer neuen Kirchengemeinschaft geworden, daß er das Bewußtsein der Gnade zum Mittelpunkt der christlichen Frömmigkeit gemacht hat. Es hat allerdings auch vorher schon Christen gegeben, die in tiefer Demut vor der Majestät Gottes sich gebeugt haben und die Herrlichkeit Gottes zu rühmen wußten. Aber darin hat der Glaube Luthers seine Eigenart, daß für ihn die Gnade Gottes das A und O seines Lebens war, daß alle Fragen seines Lebens ihre Antwort fanden in dem Hinweis auf die Gnade Gottes. Die Kirche, zu der wir uns bekennen, ist nicht aus allerlei zufälligen Umständen entstanden. Die äußeren Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen ist,

sind zu allen Zeiten so ungünstig gewesen wie nur möglich. Aber trotzdem ist sie ihren Weg durch die Jahrhunderte gegangen, weil in ihr der christliche Glaube eine neue Gestalt gewonnen hat, weil in ihr das Wort von der Gnade der feste Grund geworden ist, auf dem sie sich erbaut. Solche Predigt von der Gnade aber ist wahrlich kein Menschenwerk. Wer wüßte es nicht, wie sehr der Sinn des Menschen sich dagegen sträubt. Wir reden zwar in unseren Worten so, als ob wir bereit wären, Gott die Ehre zu geben; aber es ist sehr oberflächlich, wenn man nach den Worten des Menschen die Meinung seines Herzens bemißt. Je mehr wir unser eigenes Herz kennen lernen, umsomehr lernen wir es begreifen, auf welche Macht die römische Kirche sich stützt. Unserer natürlichen Art will es viel eher passen, daß wir auch ein klein wenig von uns selbst halten dürfen. Ja, es ist merkwürdig, wie immer wieder der Mensch es versteht, selbst Gott gegenüber sich zur Geltung zu bringen. In der Geschichte der christlichen Kirche haben wir immer wieder dasselbe Bild: immer wieder wird die Ehre Gottes verdunkelt durch die Ehre, welche der Mensch sich selber gibt. In der katholischen Kirche tritt das mit voller Deutlichkeit zutage: sie hat sich ausdrücklich zur Heiligenverehrung bekannt und in den göttlichen Ehren, welche sie dem Papste erweist, wird offenkundig der Menschenverehrung Raum gegeben. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß das nicht bloß in der katholischen Kirche so ist. Auch in den Kirchen der Reformation zeigt sich in verhüllteren Formen das gleiche Bild. Und gerade in unseren Tagen sehen wir es wieder. Da werden uns neue Arten der Frömmigkeit angepriesen und man sagt uns, daß diese neue Arten der Frömmigkeit erst das wahre evangelische Christentum seien. Die Einen meinen, daß Christus nur als ein Vorbild uns den Weg zur Tugend gezeigt habe und daß wir nur seinen Lehren zu folgen brauchen, um das Wohlgefallen Gottes zu verdienen. Und die Anderen meinen,

daß es nur auf den Ernst der Bekehrung und auf den Willen zur Heiligung ankomme, damit wir ebenso heilig und gerecht und sündlos werden, wie es Christus war. Aber daß Christus uns die Gnade Gottes erworben hat und daß davon allein das Heil unserer Seele abhängt und daß das allein der Grund unseres Trostes und unserer Hoffnung ist, davon ist in weiten Kreisen der evangelischen Christenheit nicht mehr die Rede. Man kämpft wohl gegen die äußere Macht der römischen Kirche und gibt sich alle Mühe, die geknechteten Völker von der Herrschaft Roms zu befreien; aber man weiß nichts davon, daß der Antichrist nicht bloß in Rom, sondern in jedem menschlichen Herzen sitzt und daß er immer neue Mittel und Wege zur Ausbreitung seiner Herrschaft zu finden weiß, so lange nicht Gott allein die Ehre gegeben und auf seine Gnade allein das Heil gegründet wird. Und deshalb: wenn in der Geschichte des Christentums es sich bloß um eine Geschichte menschlicher Gedanken und menschlicher Wünsche handeln würde, was würde dann aus dem Christentum geworden sein? Es wäre längst untergegangen und überwuchert worden von heidnischer Frömmigkeit. An der Kirche des Papsttums sehen wir es mit erschreckender Deutlichkeit, wozu das Christentum führen muß, wenn in ihm die menschlichen Interessen die Überhand gewinnen. Darin aber besteht das Werk der Reformation, daß sie nicht bloß die Augen geöffnet hat für den Reichtum der göttlichen Gnade, daß sie vielmehr auch ein für allemal in dem Hinweis auf die Gnade uns den Maßstab gegeben hat, an dem wir erkennen können, ob unser Christentum von der rechten Art ist oder nicht. Solches Verständnis der Gnade aber ist nicht ein Erzeugnis menschlicher Weisheit. Menschliche Weisheit bleibt immer in der Welt des Kreatürlichen haften. Wir haben immer blöde Augen, wenn es sich um die Erkenntnis Gottes handelt. Wenn aber trotzdem unsere Reformatoren es verstanden haben, die Herrlichkeit Gottes uns so deutlich vor Augen zu stellen, daß wir sie mit unseren

Augen sehen und mit unseren Händen greifen können, so haben sie das vermocht, weil der lebendige Gott sich ihnen offenbart hat, weil er sein Antlitz ihnen enthüllt und mit vernehmlicher Rede zu ihnen gesprochen hat. Ach, es ist ja in der Predigt von der Gnade nichts, was dem Menschen schmeicheln oder ihn stolz machen könnte. Es gehört vielmehr viel Selbstüberwindung dazu, daß man rückhaltlos auf die eigenen Werke und auf die eigene Ehre verzichtet. Wir bilden uns immer wieder ein, daß wir selbst uns unser Leben zurechtmachen müßten, daß das Glück unseres Lebens von unserem Rennen und Laufen abhänge, und es ist so schwer, es sich einzugestehen, daß wir doch alles von Gott haben, nicht bloß die leiblichen und geistigen Gaben, deren wir uns rühmen, nicht blos das Glück und den Erfolg unseres Lebens, dessen wir uns freuen dürfen, sondern nicht minder auch die Freudigkeit, welche wir Gott gegenüber haben, und das gute Gewissen, mit dem wir trotz unserer Sünde zu ihm unsere Augen und Herzen erheben dürfen. Wenn Gottes Gnade nicht auch heute noch wirksam wäre, so würde kein Mensch den rechten Glauben gewinnen: es ist ganz allein sein Werk. Aber darum wissen wir auch, daß der lebendige Gott auch heute noch sein Werk treibt überall da, wo das Vertrauen auf die Gnade lebendig ist. Darum wissen wir auch, daß die Reformation ein Werk des lebendigen Gottes ist: sie hat es verstanden, von der Ehre Gottes zu reden und von der gegenwärtigen Macht Gottes Zeugnis zu geben. Und deshalb haben wir in ihr die Offenbarung des lebendigen Gottes, denn die Herrlichkeit Gottes kann immer nur dann erkannt werden, wenn Gott selbst dem Menschen sich offenbart.

II.

Solche Gewißheit aber ist für uns eine Quelle der Zuversicht und ein starker Grund unserer Hoffnung. In den mancherlei Kämpfen und Nöten der Gegenwart ist für uns die

Erinnerung an das Werk der Reformation eine Predigt des Trostes. Denn wer empfände es nicht, daß die Zeit, in der wir leben, für die Kirche der Reformation eine Zeit der Bedrängnis ist. Überall sind die Zerstörer am Werke: der Unglaube und der Aberglaube haben sich verbündet, die Stadt Gottes zu berennen und zu Fall zu bringen; die Bürger der Stadt aber sehen sich nach Hülfe um und beratschlagen unter einander, wie man wohl die Gefahr überwinden und der Not Herr werden könne. Das Reformationsfest aber ruft es uns ins Gedächtnis, daß wir keinen Grund haben, zu verzagen. Mag immerhin die äußere Lage unserer Kirche noch so gefährdet sein, dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, weil Gott bei ihr darinnen ist. Mag immerhin die Zahl derjenigen, welche den Gottesdiensten unserer Kirche sich entfremdet haben, noch so groß sein, mag immerhin der Gewalthaber in Rom immer mehr Macht und Einfluß in unserem Vaterland gewinnen, wir wissen es dennoch, daß die Sache der Reformation Gottes Sache ist und daß trotz aller scheinbaren Ohnmacht immer aufs neue Kräfte des ewigen Lebens von ihr ausgehen. Es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß der Weg Gottes in dieser Welt ein unscheinbarer Weg gewesen ist. Wie ist doch das Leben unseres Herrn von der Krippe bis zum Kreuz so arm an weltlichen Ehren und so reich an Schmach und Niedrigkeit gewesen. Und wie deutlich hat der Apostel Paulus es bezeugt, daß die Politik des Reiches Gottes nicht mit Machtfaktoren rechnet, sondern „was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden machte, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden machte, was stark ist." Und deshalb hat auch Luther sich nie durch den Augenschein beirren lassen. Er hat sich nicht darüber getäuscht, daß die Kirche des Evangeliums nicht zur Weltherrschaft berufen ist; aber er hat es wohl verstanden, wie gerade das Kreuz und die Leiden als ein Siegel

der göttlichen Kraft sich erweisen. Unehre und Mißerfolg sind immer die Wegweiser, die auf Gottes Herrlichkeit hinweisen. Je mehr wir es erkennen lernen, wie gering unsere eigene Kraft ist, um so mehr werden wir geschickt dazu, daß wir Gott die Ehre geben. Wenn wir uns in unserem eigenen Leben umsehen und darauf die Probe machen, ist es nicht so, daß wir innerlich viel mehr gehabt haben von den schweren und ernsten Stunden unseres Lebens als von den glücklichen und erfolgreichen Zeiten? Ja, wenn wir dereinst zur Vollendung gelangt sein werden, wie werden wir dann Gott dankbar sein für all' die Lasten und die scheinbaren Trübsale, die er uns auferlegt hat, und wie wird dann all' das Glück, in dem so manchmal uns der ganze Sinn dieses Lebens zu liegen scheint, als ein flüchtiger Schatten oder gar als ein Weg zum Verderben sich uns darstellen. Wer Gottes Weisheit verstehen will, der muß es lernen, die Maßstäbe umzukehren, mit denen er mißt. An der Kirche der Reformation können wir es lernen: obwohl sie eine Magd ist, ist sie doch die Magd Gottes. Ja vielmehr, daß sie viel Elend und Not zu tragen hat, darin hat sie das Zeichen ihrer himmlischen Berufung. Wir haben keinen Grund, mutlos zu sein, wenn wir an die Lage unserer Kirche denken: die Knechtsgestalt unserer Kirche ist nur eine Erinnerung daran, daß sie zur Verherrlichung Gottes berufen ist, die Verachtung und Geringschätzung, welche ihr zu Teil wird, ist ein Beweis dafür, daß sie bei Gott in Ehren steht und ein auserlesenes Werkzeug seiner Absichten ist. Wenn aber in solcher Weise die Erinnerung an den Tag der Reformation geeignet ist, die Verzagtheit zu bannen und freudige Zuversicht in unseren Herzen zu wecken, so ist damit zugleich der Weg gewiesen, auf dem wir die wahren Nöte unserer Kirche überwinden können. Denn alle wahre Not unserer Kirche hat ihren Grund in dem stolzen und selbstsüchtigen Eigenwillen. Man kann so oft der Meinung begegnen, als ob alle Mißstände

in unserer Kirche gar leicht sich beseitigen und alle Schäden gar leicht sich heilen ließen, wenn nur die einzelnen Glieder der Kirche den ernstlichen Willen dazu hätten. Und so schilt man denn auf die Gleichgültigkeit und Lässigkeit der Gemeinden oder auf den mangelnden Eifer der Pastoren oder auch auf die unzulängliche Fürsorge des Kirchenregiments. Aber man vergißt dabei, daß das, was man vermißt, Gottesgaben sind, — Gottesgaben aber lassen sich nicht ereifern, sondern wollen erbeten sein. Wer den Glauben hat, daß die Kirche der Reformation nicht ein Menschenwerk, sondern ein Werk des lebendigen Gottes ist, der kann sich nicht darüber täuschen, daß nicht der Appell an die Kraft des menschlichen Willens Besserung verheißt, daß vielmehr von der Gnade Gottes allein der Segen kommt. Je mehr wir dem menschlichen Willen zumuten, um so ärger wird es werden. Wie sollte man Rettung und Hülfe erwarten von der Quelle und dem Ursprung alles Verderbens! Auch im menschlichen Leben kann man nur dann mit Erfolg eine Sache betreiben, wenn man sich an die richtige Instanz wendet, — in der Kirche des Evangeliums ist aber die einzige Instanz, die es gibt, die Gnade Gottes und nicht der menschliche Wille. Und deshalb ist das Fest der Reformation für uns eine Mahnung, daß wir die Gnade Gottes suchen. Das ist das Heilmittel, welches wir brauchen, daß wir Gottes Hülfe anrufen und um seinen Beistand bitten. Nicht schelten und kritisieren oder es besser machen wollen, sondern beten, das ist es, worauf es ankommt. Es sind noch niemals die Kirchen voller und die Gemeinden lebendiger geworden dadurch, daß man auf die, welche nicht kommen, schalt. Es sind noch niemals die Predigten dadurch besser geworden, daß man sie kritisierte. Und es ist noch niemals das Kirchenregiment weiser geworden dadurch, daß man mit ihm unzufrieden war. Aber wenn in einer Gemeinde betende Herzen der Gnade Gottes sich öffnen, wenn der Gebetsgeist lebendig wird in einer Kirche, dann strömen

die Kräfte der göttlichen Gnade ein in die Herzen und machen die Toten lebendig und die Schwachen stark und die Törichten weise. Wenn wir nur in der Erkenntnis unserer eigenen Ohnmacht unsere Hände öffnen, dann wird uns die Fülle des göttlichen Segens zuteil. Wenn wir nur Gott wirken lassen und nicht mit unserem Eigenwillen ihm in den Weg treten, dann werden wir es merken, wie Gottes schöpferischer Wille neues Leben hervorbringt und wie groß der Reichtum seiner Gaben ist. An der Kirche der Reformation haben wir das Beispiel. Warum ist die Zeit der Reformation eine so herrliche Zeit und so reich an geistlichen Gaben? und warum ist die Gegenwart so arm und das geistliche Leben der Gegenwart so kümmerlich? Worin anders sollte wohl der Grund dafür liegen als darin, daß unsere Reformatoren in der Erkenntnis ihrer eigenen Nichtigkeit zu beten verstanden, während die Menschen unserer Zeit über ihrer eigenen Tüchtigkeit und Wichtigkeit das Beten verlernt haben. Die Kirche des Evangeliums hat sich ganz gewiß noch nicht überlebt, denn sie ist ein Werk des lebendigen Gottes und sie kann sich als ein Gotteswerk auch heute noch erweisen, wenn wir sie nur achten als das, was sie ist. Das aber ist es, was das heutige Reformationsfest uns allen, einem jeden von uns, zu sagen hat. Die Erinnerung an die Reformation stellt uns nicht ein fernes und unerreichbares Ziel. Sie stachelt nicht unseren Willen zur unruhigen Hast eines erfolglosen Strebens an. Sie predigt uns vielmehr von der gegenwärtigen Segensmacht des lebendigen Gottes und will in uns die Empfänglichkeit wecken für den Reichtum der göttlichen Gnade. Wir wollen an dem heutigen Tage nicht auf die Anderen sehen und nicht denken an das, was die Anderen brauchen und was ihnen not tut. Wie überall in der Gemeinschaft der Menschen die vorhandenen Schäden nur dann beseitigt werden können, wenn jeder bei sich selbst ihre Ursache sucht, so werden wir auch die Notlage unserer Kirche nur dann überwinden können, wenn jeder

einzelne für sich vor der Herrlichkeit Gottes die Knie beugt und es begreifen lernt, was es heißt, daß wir von seiner Gnade leben allezeit und daß seine Gnade auch heute noch die Menschen erfüllt mit dem Geiste der Kraft und des die Welt überwindenden Glaubens.

Allein aus Gnaden, das ist die Losung der Reformation gewesen. Das soll und wird auch fernerhin die Losung bleiben. Denn in dieser Losung haben wir das Gotteswort, aus dem alle wahrhaft christliche Frömmigkeit zu allen Zeiten geboren worden ist. Weil aber Gott der Herr dies stolze und doch so demütige Wort seit den Tagen der Reformation in unverhüllter Klarheit hat laut werden lassen, so wollen wir von ganzem Herzen ihm danken und ihn bitten, daß er durch die Predigt der Reformation auch uns die Augen und Herzen öffne, damit wir der Gaben froh werden, die er uns gibt, und damit wir ihm die Ehre geben, die ihm allein gebührt.

5.

Offenbarung Johannis 3,19.

Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und tue Buße.

Wenn das Kirchenjahr seinem Ende sich nähert, so richten unsere Gedanken sich auf die Vergänglichkeit des irdischen Lebens. Wir werden daran erinnert, wie so schnell unser Leben verrinnt. Es ist das Los des Menschen, daß er mit flüchtigen Minuten rechnen muß. Wo suchen wir unser Glück? In der Spanne weniger Jahre. Aber die Zeit rauscht vorüber und begräbt alles, woran unser Herz hängt. Und dennoch: so oft wir auch schon an Gräbern gestanden haben, es gibt doch etwas in unserem Leben, was wir so gern ins Grab legen möchten und dem wir doch niemals ein Totenfest feiern können. Obgleich wir von allen Seiten umgeben sind von den wechselnden Gestalten der Zeitlichkeit, so ist unser Leben doch nicht völlig hingegeben an die schwindende Stunde. Ja vielmehr, wir möchten es wohl manchmal wünschen, daß wir noch mehr, als es der Fall ist, vergessen könnten. Denn ob auch die freundlichen Bilder unseres Lebens und so manche glückliche Erinnerung ausgelöscht werden mit der Zeit, als unser ständiger Gefährte geht doch mit uns unsere Sünde und die Erinnerung an unsere Sünde. Das Spiel unserer Kindheit und so manche sonnige Stunde unseres Lebens liegt hinter uns wie ein Traum: wir wissen es vielleicht kaum noch, ob es ein Märchen war oder ob wir wirklich selbst es erlebt haben. Aber die Erinnerung an das, was wir gesündigt haben, verläßt uns

nicht. Wenn wir älter werden, wandeln sich unsere Wünsche und Hoffnungen und Ziele: das, was dereinst unser Sinnen und Denken erfüllte, erscheint uns nach wenigen Jahren als wertlos und töricht. Aber wenn wir an unsere Sünde denken, dann wird das längst Vergangene zur Gegenwart, dann erwachen alle Anklagen und Vorwürfe aufs neue, dann wird es uns deutlich, daß der Mensch doch nicht bloß der Vergänglichkeit angehört, daß vielmehr auch die Vergangenheit bleibt trotz allem Wechsel der Zeit. Und so ist unsere Sünde ein Hinweis darauf, daß für unser zeitliches Leben auch die Ewigkeit eine Bedeutung hat. Das Ende des Kirchenjahres erinnert uns nicht bloß an die Vergänglichkeit des irdischen Lebens, es lenkt zugleich unsere Blicke auf die Ewigkeit. Und deshalb feiern wir am Ende des Kirchenjahres nicht bloß das Totenfest, sondern auch den Bußtag. Wir gedenken am Ende des Kirchenjahres nicht bloß all' dessen, was wir beim Gang über diese Erde verloren haben, sondern auch dessen, was uns durch unser ganzes Leben begleitet und was wir erst dann ganz verlieren werden, wenn wir dereinst die Lieben, die wir am Totenfeste betrauern, vor dem Angesicht Gottes wiederfinden werden. Als Christen aber können wir an unsere Sünde nicht denken, ohne uns dabei unter das Gericht der Buße zu stellen. Denn ob der natürliche Mensch auch gegen das Gericht der Buße sich sträubt, so wissen wir doch als Christen, wie heilsam das Gericht der Buße für uns ist. Und so wollen wir denn in dieser Stunde den mahnenden Zuruf des verlesenen Schriftwortes in unser Herz aufnehmen, indem wir miteinander zuerst von dem Ernst und sodann von der Seligkeit der Buße reden.

I.

Zu allen Zeiten freilich hat es nicht wenig Menschen gegeben, denen die Predigt der Buße als ein unnützes und unverständliches Wort erscheint. Man redet wohl von der

Unvollkommenheit alles menschlichen Strebens und es gehört fast zu den sprichwörtlichen Redensarten, die der Eine ohne Bedenken dem Anderen nachspricht, daß kein Mensch ohne Fehler sei. Aber wenn die Leute so reden, so meinen sie das als eine Entschuldigung und Beschönigung. Der Blick auf unsere Sünde wird uns leicht, wenn wir in ihr eine allgemeine Regel entdecken. Der Einzelne wird entlastet, wenn er der gleichen Lage des Anderen gedenkt. Die Erinnerung an die Allgemeinheit der Sünde führt dazu, daß man es mit der Sünde leichter nimmt. Nun ist das zwar auch ein Bekenntnis der Sünde; aber solches Bekenntnis der Sünde ist nicht aus der Wahrheit geboren. Denn wie sollten wir wohl über die Sünde richtig urteilen, wenn wir dabei auf die Anderen sehen und nicht auf uns selbst? Haben wir doch in uns selbst, in unserem Gewissen allein den Maßstab für die Erkenntnis der Sünde. Unser Gewissen aber bezeugt uns immer aufs neue, daß die Sünde Sünde bleibt, auch wenn sie noch so oft sich wiederholt. Wenn auch alle Menschen der Sünde dienen, so wird dadurch doch die Sünde nicht etwas anderes als sie ist. Auch die Allgemeinheit der Sünde kann doch nichts daran ändern, daß die Sünde nicht bloß ein Irrtum oder eine Schwäche ist, sondern Feindschaft gegen Gott. So oft das Gebot Gottes an uns herantritt, empfinden wir es wohl, wie gerade das Gebot als ein Antrieb auf unseren Willen wirkt und dadurch uns die Kraft zum Gehorsam gibt. Das Gebot weckt in uns neue Regungen und öffnet uns einen neuen Weg. Aber ob wir auch den Weg sehen, den Gott uns zeigt, und ob wir auch den Antrieb spüren, den Gott uns gibt, dennoch gehen wir den Weg der Sünde. Wenn wir uns Rechenschaft geben von unserem Tun, dann steht es zwar deutlich vor unseren Augen, von welcher Seite das Heil und von welcher Seite das Verderben winkt, und wir wissen es auch, wie leicht es uns sein würde, den Weg zum Verderben zu meiden und den Weg zum Heil zu er-

wählen. Aber dennoch gehen wir den Weg zum Verderben. Da ist nicht von dem Seufzer die Rede, daß Gott doch so Schweres von uns fordert und daß doch unsere Kräfte so ganz versagen; es ist vielmehr der Trotz unseres Herzens, der seine eigenen Wege gehen und von den Wegen Gottes nichts wissen will. Ja, wenn es nur Schwäche oder Irrtum wäre, was uns zur Sünde führt, dann würde allerdings der Sünde der Stachel fehlen. Dann würde es keinen Sinn haben, daß das Gewissen uns immer wieder die Ruhe und den Frieden raubt, dann würde es keinen Sinn haben, daß hier und da ein Mensch wegen seiner Sünde in Verzweiflung gerät. Aber wer will es denn beweisen, daß die bekümmerten und angefochtenen Herzen nur ein Opfer der Selbsttäuschung sind? Wer will es denn beweisen, daß jene leichte und bequeme Art, von der Sünde zu reden, nicht ihrerseits auf Selbstbetrug ruht? Wir haben doch kein Interesse daran, das Gewicht der Sünde größer zu machen als es ist, — wie sollten wir Freude haben an dem Verdammungsurteil über uns selbst! Aber wohl haben wir ein Interesse daran, uns zu entschuldigen und die unbequeme Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen. Wo aber unser Interesse mitspricht, da haben wir allen Grund, mißtrauisch zu sein. Was dem Menschen gefällt, das glaubt er gern; aber es ist kein Zeichen der Wahrheit, wenn unsere Gedanken zu unseren Wünschen passen. Nun ist es freilich trotzdem menschliche Art, immer wieder die Augen zu verschließen gegenüber dem Ernst der Sünde und jede Ausrede zu ergreifen, die dazu dienen könnte, unser Gewissen zu beruhigen. Mit wieviel Künsten weiß doch der Versucher unsere Augen zu blenden! Wie weiß er doch so geschickt die Sünde zu verdecken, damit wir nicht ihr wahres Antlitz sehen und voll Entsetzen uns von ihr abwenden! Wie weiß er doch uns zu bestärken in den klugen Meinungen, mit denen wir den wahren Sachverhalt uns verbergen und uns selbst die Sünde leicht machen! Ja aller-

dings, man kann sich nicht darüber wundern, daß die Macht der Sünde so groß ist. Wie will ein Feldherr sein Heer vor der Niederlage bewahren, wenn er den heranschleichenden Feind nicht bemerkt; wie will er seine Position behaupten, wenn er auf die Umgehungsbewegung des Feindes nicht achtet. In dem schrecklichen Kriege, der jetzt im fernen Osten tobt, haben wir es so oft gesehen, wie alles davon abhängt, daß man die verschleierten Operationen des Feindes erkennt und daß man gegen die Umgehung sich schützt. Wie viel mehr aber müssen wir in dem Kampf gegen den Feind unserer Seele vor solchen Umgehungsbewegungen auf der Hut sein. Wie viel mehr werden wir dem Verderben preisgegeben sein, wenn wir durch die Harmlosigkeit der Sünde uns täuschen lassen und uns gar selbst dazu überreden, als sei doch die Sünde nicht auf dem Wege, uns zu verderben. Wir können jedenfalls nicht behaupten, daß wir nicht gewarnt worden sind. Unser Gewissen hat deutlich genug seine Stimme erhoben. Aber wenn wir nun doch unsere Ohren verstopfen, so hat Gott noch ein anderes Zeichen vor unsere Augen gestellt. Er hat über dem Lager des heranrückenden Feindes ein Warnungssignal aufgerichtet. Er hat nicht bloß in unsere Herzen sein Gesetz geschrieben, sondern er hat auch in der Geschichte der Menschheit ein Denkmal der Sünde aufgerichtet, damit hinfort niemand über die Sünde sich täuschen könne. Das aber ist das Kreuz unseres Herrn. Das Kreuz auf Golgatha ist der weltgeschichtliche Beweis dafür, daß die Sünde nicht Schwäche und Unvollkommenheit ist, sondern Feindschaft gegen Gott. Gott hat es den Menschen so leicht gemacht. Er hat sich nicht darauf beschränkt, vom Berge Sinai herab sein Gesetz zu verkünden und in die Tafeln des Gesetzes seinen Willen einzugraben. Nein, er ist herabgestiegen von seiner Höhe und mitten unter sie getreten. In der Person unseres Heilands hat er uns ein lebendiges Bild der Vollkommenheit und Gerechtigkeit gegeben, so daß die Menschen

es sehen und erkennen konnten, wie reich und herrlich das Leben ist, wenn Gottes Wille in ihm seine Erfüllung findet. An der Person unseres Herrn können wir es lernen, wie das Leben erfüllt wird von Friede und Freude und allerlei Gottesgaben, wenn der Gehorsam gegen Gott und die Liebe Gottes die herrschenden Mächte sind. In der Person unseres Herrn begegnet uns der Wille Gottes so, daß wir ihn lieben können und ihn nicht mehr zu fürchten brauchen. Und trotzdem hat unser Herr und Heiland den Haß und den Widerspruch der Menschen tragen müssen. Er ist in die Welt gekommen, um den Menschen zu helfen; aber sie haben nicht gewollt. Er hat so oft seine Arme nach ihnen ausgestreckt, um sie zum Frieden und zur Seligkeit zu führen; aber sie haben ihn ans Kreuz geschlagen. Wenn wirklich die Sünde nur Schwäche und Unvollkommenheit wäre, wie hätten da die Menschen zu ihm, dem Arzt der Kranken und Schwachen, sich drängen müssen. Wenn wirklich die Sünde nur ein Mangel unserer Leistungsfähigkeit und Kraft wäre, wie hätten da die Menschen voll Bewunderung und Begeisterung zu ihm aufsehen müssen. Aber nichts derartiges ist geschehen. Vielmehr sein Volk hat ihn verstoßen und ihn, den Heiligen und Gerechten, als Verbrecher zum Tode geführt. Man hat ihm nichts vorwerfen können, aber man hat ihn mit der Wut der Leidenschaft gehaßt und nicht eher geruht, als bis man sein Leben vernichtet und, wie man meinte, ihm auch seinen guten Namen genommen hatte. Wer aber will dies Rätsel verstehen? Wo findet sich seine Lösung, wenn nicht darin, daß das Kreuz unseres Herrn von Gott dazu bestimmt war, das Wesen der menschlichen Sünde kund zu machen? Gegenüber dem Kreuz auf Golgatha kann niemand mehr davon reden, daß doch die Sünde nur ein Irrtum oder ein Ausdruck unserer Schwäche sei. Gegenüber dem Kreuz auf Golgatha wird niemand es bezweifeln können, daß der menschliche Wille im Gegensatz steht zu Gott und nach

seinem innersten Triebe dem Guten widerstrebt. Ja, Gott der Herr hat dort auf Golgatha noch deutlicher und noch lauter gesprochen als dereinst auf dem Berge Sinai. Wer wollte es nun nicht begreifen und eingestehen, daß die Sünde der Trotz des Menschen ist? Wer wollte noch von Schwäche und Ohnmacht reden und nach Gründen der Entschuldigung suchen? Gegenüber dem Kreuz auf Golgatha wird es offenbar, daß unser Herz von Gott nichts wissen will und daß darin die Sünde besteht, daß wir die Gerechtigkeit Gottes nicht anerkennen wollen.

II.

Aber das Kreuz auf Golgatha ist nicht bloß ein Gericht über die Sünde. Es hat allerdings für alle Welt die Bedeutung, daß es die Sünde anklagt und zugleich ihr das Urteil spricht. Es kann niemand den Fluch über die Sünde, der an das Kreuz geschrieben ist, auslöschen. Und ob auch die Menschen die Gestalt des Gekreuzigten vergessen möchten, dennoch ist es mit unauslöschlichen Zügen eingetragen in die Geschichte der Menschheit, daß die Sünde gerichtet ist und daß kein Mensch einen Grund der Entschuldigung hat. Aber trotzdem beginnt nun doch mit dem Kreuz auf Golgatha nicht eine Zeit des Elends und der Verzweiflung. Von den Tagen des Kreuzes an bis auf den heutigen Tag hat es vielmehr immer wieder Menschen gegeben, denen die Predigt vom Kreuz zu einer Predigt des Trostes geworden ist. Ob auch das Kreuz die Kluft aufgedeckt hat zwischen Gott und den Menschen, so hat doch das Gericht über die Sünde nicht bloß die Folge gehabt, daß nun erst recht die Menschen Gott gegenüber sich verstockt haben. Das Gericht über die Sünde hat vielmehr zur Gründung des Gottesreiches geführt. Aus der Verkündigung des Todes Christi ist die Gemeinde Christi erwachsen, die trotz aller Sünde der innigsten Gemeinschaft

mit Gott gewiß ist und trotz aller Sünde der Gnade Gottes sich freut. Wie aber kann das Gericht über die Sünde solche Wirkung tun? Wie ist es möglich, daß das Verdammungsurteil über die Sünde den Sündern zur Seligkeit gereicht? Es ist nur möglich bei denen, die sich mit dem Schächer am Kreuz zu ihrer Sünde bekennen und das Gericht Gottes als ein gerechtes Gericht anerkennen? Das Kreuz auf Golgatha zeigt uns unsere Sünde, nicht um uns zu schrecken, sondern um uns zur Buße zu führen, damit wir unsere Sünde bekennen und unter das Gericht Gottes uns beugen; aber indem wir das tun, sondern wir uns ab von dem tobenden Haufen, der das Kreuz umringt, und ergreifen die Partei dessen, der am Kreuze starb, damit Gottes Gericht über die Sünde zur Vollendung komme. Indem wir es erkennen, daß das Kreuz nicht ein Gericht über Christus, sondern ein Gericht über unsere Sünde war, geben wir unseren Eigenwillen der Verdammung preis und bekennen uns zu dem Willen Gottes und stellen uns unter seine Herrschaft. Das aber ist der Segen der Buße, daß sie uns scheidet von dem Reich der Sünde und uns unter die Herrschaft Gottes bringt. Und so ist das Kreuz unseres Herrn für uns nicht mehr eine Erinnerung an den Zorn Gottes, sondern eine Erinnerung an Gottes Gnade und Liebe. Gott weiß es, daß es keinen anderen Weg gibt, auf dem wir zur Gemeinschaft mit ihm gelangen können, als den, daß er unsere Sünde richtet. In der Gegenwart freilich gibt es gar viele, welche glauben, daß Gott auch ohne Gericht über die Sünde hinwegsehen könne. Und sie haben auch Recht: Gott hat ja Jahrhunderte und Jahrtausende lang die Menschen ihre Wege gehen lassen und mit seinem Gerichte gezögert bis auf den festgesetzten Tag. Aber wenn sie nun meinen, daß das Gericht über die Sünde überhaupt Gottes unwürdig sei, so haben sie die Weisheit Gottes noch nicht erkannt und das Geheimnis seiner Liebe noch nicht verstanden. Denn das Bekenntnis unserer Sünde ist nur dann

ein wahrhaftiges, wenn wir es wissen, daß wir um unserer Sünde willen es verdienen, gerichtet und verdammt zu werden. Das Bekenntnis unserer Sünde ist nur dann ein aufrichtiges, wenn wir bereit sind, um die Vergebung unserer Sünde zu bitten. Solange aber das Bekenntnis unserer Sünde nicht wahrhaftig und aufrichtig ist, solange kann auch unsere Gemeinschaft mit Gott nicht wahrhaftig und aufrichtig sein. Solange wir nicht völlig geschieden sind von unserer Sünde, solange bleiben wir fern von Gott. Gottes Wille aber ist darauf gerichtet, daß er uns zur völligen Gemeinschaft mit ihm führe, und deshalb führt er uns ins Gericht. Es ist das wahrlich für Gott keine leichte Sache gewesen. Was hat er es sich doch kosten lassen, damit er uns die Augen öffne und unsere falsche Meinung über die Sünde zerstörte. Er hat seinen eingeborenen Sohn dahingegeben, er hat stillgeschwiegen zu dem Hohn und Spott, mit dem die Menschen ihn aufgenommen, er hat der Sünde ihren vermeintlichen Triumph gelassen. Aber er hat das alles getan aus Liebe zu den Menschen. Weil er an das Heil unserer Seele dachte, deshalb war ihm kein Opfer zu schwer. Weil er uns vom Verderben erretten wollte, deshalb hat er selbst seine eigene Ehre hintangesetzt und den scheinbaren Sieg der Sünde ertragen. Weil ihm alles daran gelegen war, uns zu sich zu ziehen, hat er in Geduld und Langmut es geschehen lassen, daß die Sünde ihr Werk zur Vollendung brachte. Gott hätte ja gewiß auch einen anderen Weg gehen können. In dem Gericht der Sintflut hat er es gezeigt, daß es ihm ein Leichtes ist, die Sünde auszurotten und mit der Gewalt seiner starken Macht die Menschen mitsamt ihrer Sünde zu vernichten. Aber er hat die Verheißung, die er dereinst dem Noah gegeben hat, erfüllt und er hat in seiner Liebe einen neuen Weg gefunden, auf dem er die Sünde richten konnte, ohne die Menschen dem Verderben preiszugeben. Und er ist diesen neuen Weg gegangen, weil er die Menschen trotz ihrer Sünde liebte und

weil seine Liebe so groß war, daß sie auch durch die Sünde nicht aufgehoben werden konnte. In der Person des Gekreuzigten haben wir die Gewähr, daß Gott unsere Sünde nicht richtet, um uns zu verdammen, daß vielmehr auch das Gericht über unsere Sünde ein Erweis seiner Liebe ist. Und weil wir das wissen, so ist das Gericht für uns nicht ein Anlaß zur Verzweiflung, sondern gerade das Gericht Gottes über die Sünde gibt uns den Mut, daß wir unsere Sünde bekennen und von seiner Gnade die Vergebung unserer Sünde erbitten. In der Gemeinde Jesu Christi hat deshalb die Buße eine ganz andere Bedeutung als in der außerchristlichen Welt. Denn für den Christen ist die Buße nicht eine Last, der er sich widerwillig unterwirft, nicht eine Peinigung, der er sich wohl oder übel unterzieht; für den Christen trägt vielmehr auch die Buße wie das ganze Leben des Christen das Gepräge der Freudigkeit und der seligen Zuversicht. Es sind Gnadenstunden, die Stunden, in denen wir uns beugen vor Gottes heiligem Angesicht und ihm unsere Sünde bekennen. Wir täuschen uns zwar über unsere Sünde nicht. Wir wissen es vielmehr, daß unsere Sünde uns scheidet von Gott, — wenn unser Leben oft so arm ist an dem Bewußtsein der Gottesgemeinschaft, so trägt unsere Sünde die Schuld. Und wir wissen es auch, wie groß die Opfer gewesen sind, die Gott um unserer Sünde willen hat bringen müssen. Aber trotzdem dürfen wir zu seiner Gnade unsere Zuflucht nehmen. Trotzdem ist doch auch der Blick auf unsere Sünde für uns ein Anlaß, Gott zu rühmen und ihm zu danken. Denn ob wir zwar tief gedemütigt werden durch das Bekenntnis unserer Sünde, so kommt doch solche Demütigung von dem Gott der Gnade, der das Bekenntnis unserer Sünde uns in den Mund gibt, damit er uns errette und uns selig mache. Daran aber erkennen wir Gottes Art, daß er uns reich macht, indem er unser stolzes Herz zerbricht, daß er in uns das Vertrauen auf seine Gnade

erweckt, indem er uns zum Verzicht auf alle eigene Gerechtigkeit führt.

Wie aber, meine Brüder und Schwestern, ist es nun mit unserer Buße bestellt? Können wir es auch von uns selber sagen, daß für uns der Bußtag ein Festtag ist? Können wir es auch von uns selber sagen, daß wir, wenn wir an unsere eigene Sünde denken, mit freudiger Zuversicht der Gnade Gottes uns getrösten? Oder sind wir vielleicht denen gleich, die vor ihrer Sünde die Augen zumachen und mit allerlei Redensarten über den Ernst der Sünde sich täuschen? Über diese Frage sollen wir uns heute Rechenschaft geben und die Antwort auf diese Frage wird darüber entscheiden, ob wir in Wahrheit Christen sind oder nicht. Ja vielmehr, die Antwort auf diese Frage wird darüber entscheiden, ob wir dereinst zum Leben eingehen werden oder ob wir trotz unseres Christennamens dem Gericht entgegengehen, aus dem es keine Errettung gibt. Und so ist der heutige Bußtag ebenso wie das Totenfest für uns eine Erinnerung an Leben und Sterben. Auch der heutige Bußtag lenkt unsere Blicke hin auf die Ewigkeit. Möchte er uns allen dazu helfen, daß wir, solange wir noch auf dem Wege sind, die rechte Antwort gewinnen und durch Gottes Gnade zu der rechten Buße gelangen. Möchte er uns dazu helfen, daß Gottes gnädiger Wille auch an uns allen zu seinem Ziele komme, damit wir dereinst vor seinem Angesicht bestehen können und das ewige Leben gewinnen.

6.

Matthäi 11, 2—10.

Da aber Johannes im Gefängnis die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zwei und ließ ihm sagen: bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret; die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Da die hingingen, fing Jesus an, zu reden zu dem Volk von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist, denn ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben stehet: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Die Adventszeit ist eine fröhliche Zeit und die Gottesdienste, die wir in dieser Adventszeit feiern, sollen erfüllt sein von dem Lob und Preis der Herrlichkeit dessen, der da kommt. Aber das Evangelium des heutigen dritten Adventssonntags zeigt uns kein fröhliches Bild. Es wird uns erzählt von dem Gefängnis des Johannes. Er liegt gefesselt im Kerker und

wartet auf den Tod. Sein äußeres Geschick hat sich erfüllt nach Propheten-Art hat er ein schmähliches Ende gefunden. Und als ob es noch nicht genug des Elends wäre, gesellt sich nun zu der äußeren Not der Zweifel hinzu. Er, der einst so deutlich und zuversichtlich auf Jesus hingewiesen hatte, sendet nun durch seine Jünger an Jesus die zweifelnde Frage: bist Du der Messias oder bist du es nicht? Wie sein äußeres Leben zusammengebrochen ist, so droht nun auch seine Hoffnung wankend zu werden. Der Glaube an die Nähe des Gottesreiches will ihm verloren gehen. Und so sehen wir nun vor uns einen zwiefach unglücklichen Mann. Was aber hat mit diesem trüben Bilde die Adventszeit zu tun? Was soll dieser dunkle Schatten an diesem festlichen Tage, auf den schon der Schein des Sternes von Bethlehem fällt? Können wir auch aus dieser traurigen Erzählung einen frohen Adventsgruß gewinnen? Kann uns der Vorläufer des Herrn auch in diesem seinem tiefen Unglück ein Wegbereiter zum Herrn sein? Für alle die kann er es sein, denen ebenso wie dem Johannes der Zweifel kein ungekannter Gast ist. Für alle die kann er es sein, die ebenso wie Johannes die Frage kennen: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?" Der heutige Sonntag will uns daran erinnern, daß das Weihnachtsfest nicht bloß ein Fest für den fröhlichen Kinderglauben ist. Das Evangelium des heutigen Sonntags will uns zeigen, daß die Herrlichkeit des Herrn nicht bloß für diejenigen da ist, die ihm freudig entgegenjubeln, daß vielmehr die Herrlichkeit des Herrn sich auch an denen erweist, die ihn wohl gern aufnehmen möchten, aber durch den Zweifel gebunden und gehalten werden. Er, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, hat auch für die zweifelnden Herzen einen tröstlichen Gruß. Das Licht hat gerade darin seine Art, daß es in die Finsternis dringt und die Finsternis hell macht. Und so wollen wir denn an dem verlesenen Schriftwort es lernen, wie auch der zweifelnde

Glaube einen fröhlichen Advent feiern kann; wir wollen es lernen, indem wir zuerst von dem zweifelnden Glauben des Johannes reden und sodann von der Antwort, mit der der Herr dem Zweifel des Johannes begegnet.

I.

Als die Jünger des Johannes den Herrn verlassen hatten, da hat wohl das Volk, das bei Jesus war, allerhand Randglossen über Johannes gemacht. Sie haben die Köpfe zusammengesteckt und, wie es so die Art der Menschen ist, mit Achselzucken und mit einer Gebärde des Bedauerns dem Täufer das Urteil gesprochen. Die öffentliche Meinung hat immer eine geheime Freude an solchen Schiffbrüchen. Denn wenn so ein Großer sich klein zeigt, kommt er den Kleinen menschlich näher und es ist immer wohltuend, wenn man feststellen kann, daß die außergewöhnlichen Menschen doch auch ihre schwachen Seiten haben. Und so werden die Bemerkungen, welche die Leute in der Umgebung Jesu sich zugeflüstert haben, wohl nicht gerade schmeichelhaft für Johannes geklungen haben. Jesus aber liest ihnen ihre Gedanken von den Augen ab. Wie er auch sonst eine außerordentlich feine Empfindung für die unausgesprochenen Gedanken seiner Umgebung gehabt hat, so errät er auch hier die geheime Meinung des Volkes. Aber er tritt dieser Meinung des Volkes nun nicht entgegen, um sie zu widerlegen. Er spricht sie nur aus und das ist schon Widerlegung genug. „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet?“ Ach ja, der Zweifel hat in den allermeisten Fällen seinen Grund in dem Einfluß, den die Meinungen der Anderen auf uns ausüben. Wir bilden uns so gern ein, als ob wir gerade damit die Selbständigkeit unseres Urteils beweisen, daß wir an dem, was wir bisher geglaubt haben, zweifeln. Wir müssen doch

eine eigene Überzeugung haben; wie aber können wir es besser beweisen, daß wir eine eigene Überzeugung haben, als dadurch, daß wir uns von dem Glauben freimachen, den wir von unseren Eltern und Großeltern her haben? Und so erscheint uns denn der Zweifel als eine Tat der Selbständigkeit und der Freiheit. Aber wir merken es nicht, daß die scheinbare Freiheit und Selbständigkeit in Wirklichkeit nur ein Zeichen unserer Schwäche und Unreife ist. Wir merken es nicht, daß die scheinbare Freiheit und Selbständigkeit in Wirklichkeit nur in dem Nachsprechen der Meinungen anderer besteht. Auf der Schule, auf der Universität und in der Gesellschaft wird die öffentliche Meinung in der Regel nicht durch das Christentum bestimmt, — es sind ganz andere Mächte, welche die öffentliche Meinung beherrschen. Und nun schwimmen wir in dem Strom der öffentlichen Meinung und das Gefühl der Leichtigkeit, mit dem wir uns fortbewegen, erweckt in uns die Vorstellung der Freiheit und Selbständigkeit und in Wirklichkeit werden wir doch willenlos dahingetragen, wohin die Strömung uns trägt. Besonders auf der Schule lernt man diese Kunst des Nachsprechens am leichtesten, — wie viele gibt es doch, für deren Zweifel die Spöttereien der Schulkameraden den Grund gelegt haben und die nun ihr ganzes Leben lang von dieser Kinderkrankheit nicht wieder frei werden können. Aber die Kinderkrankheiten soll man in den Kinderjahren durchmachen. Es ist eines Mannes unwürdig, in den wichtigsten Fragen des Lebens durch die jeweilige Tagesmeinung sich bestimmen zu lassen. Es ist eines Mannes unwürdig, bei der Frage nach dem Heil unserer Seele sich auf das zu verlassen, was die Anderen sagen, und selbst keine eigene Erfahrung und keine eigene Überzeugung zu haben. In solcher Kinderkrankheit hat jedenfalls der Zweifel des Johannes nicht seinen Grund gehabt. Weshalb wäre er sonst wohl in die Wüste gegangen? Dort in der Wüste gab es keine öffentliche Meinung. Die Einsamkeit vermag nur

der zu ertragen, der nicht das Bedürfnis hat, sich an andere anzulehnen. Und deshalb gehörte Johannes ganz gewiß nicht zu jenen haltlosen Charakteren, deren Zweifel eine Folge ihres Wankelmuts ist. „Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern." Das sind die Leute, die ihren Glauben verlieren, wenn sie es merken, daß er von ihnen Opfer fordert. Es handelt sich ja beim Glauben nicht bloß um eine Meinung oder um Gedanken, die unsere Überzeugung in Anspruch nehmen. Der Glaube stellt vielmehr auch Aufgaben für unseren Willen. Er verträgt sich nicht mit dem oder jenem, woran unser Herz hängt. Und wenn wir es nun merken, daß wir um unseres Glaubens willen auf allerlei Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten verzichten müssen, dann kommt es gar leicht dazu, daß unser Glaube sein Gewicht verliert. Man kann es besonders oft beobachten, wie gerade im Jünglingsalter, in der Zeit, in der der Mensch doch so empfänglich ist für alles, was Wahrheit heißt, und in der der Mensch doch so gern sich für alles Ideale begeistert, daß gerade in dieser Zeit so viele ihren Glauben, in dem sie doch den Zugang zur höchsten Wahrheit und zum höchsten Ideal haben, verlieren. Aber worin hat das seinen Grund? Worin anders als darin, daß gerade in dieser Zeit des Lebens die Macht des Fleisches am größten ist. Wer als akademischer Seelsorger tätig ist, der weiß es, daß unter unserer akademischen Jugend — und es gilt das nicht bloß von der akademischen Jugend — der Zweifel in den allermeisten Fällen seinen Grund hat nicht in irgend welchen Resultaten der Wissenschaft, sondern in dem Fleischesdienst. Wer ein Knecht der Sünde ist und in dem Dienst der Sünde leben will, der verliert allerdings mehr und mehr den Sinn und das Verständnis für die Wahrheit, die aus Gott stammt. Wenn das eigene Ich die Herrschaft führt, dann muß aller-

dings Gott von seinem Throne herabsteigen. Aber mit solchem Zweifel hat es der Täufer nicht zu tun gehabt. Er hat selbst freiwillig auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichtet. Er hat an seinem Leibe eine strenge Zucht geübt und ihm in Nahrung und Kleidung nur das Allernotwendigste gegönnt. Er hat ganz gewiß nicht zu denen gehört, deren Zweifel aus der Üppigkeit des Fleisches stammt. „Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist denn ein Prophet.“ Jesus erkennt auch in dem zweifelnden Johannes den Propheten. Er weiß es, daß die Sorge um das Gottesreich den Täufer zum Zweifel gebracht hat. Es hat dem Johannes gewiß nicht an Eifer für das Gottesreich gefehlt; vielmehr gerade dieser Eifer für das Gottesreich war die Ursache seiner Zweifel. Er hatte sich selbst für den Wegbereiter des Herrn gehalten und er hatte gemeint, seine Aufgabe als Vorläufer des Herrn werde in der Aufrichtung des Gottesreiches ihr Ende finden. Und nun mußte er die Erfahrung machen, daß es ganz anders kam. Es war ihm wie dereinst dem Moses nicht vergönnt, auch selbst das heilige Land zu betreten; aber war Moses deshalb etwa weniger ein Prophet? Und ist der Glaube etwa deshalb weniger wahr, weil er den Augenschein gegen sich hat? Wir wissen es ja, daß der Herr dennoch Recht gehabt hat und daß Johannes dennoch ein Wegbereiter des Herrn gewesen ist. Nicht freilich in der Weise, wie er selbst es sich gedacht hat; aber darin ist er ein Wegbereiter des Herrn geworden, daß er uns gelehrt hat, daß der Glaube eine Kunst des Wartens ist. Wenn wir Gott ernstlich suchen und er dann doch sein Antlitz vor uns verbirgt, dann sollen wir uns an das Bild des Täufers erinnern, dann sollen wir uns daran erinnern, daß die Geschichte des Gottesreiches einen verborgenen Weg geht. Es können wohl Zeiten kommen, in denen das Wirken des lebendigen Gottes dem menschlichen Auge sich so verbirgt,

daß auch die Glaubenskraft eines Johannes versagt. Es kann wohl vorkommen, daß wir beim Suchen nach der Wahrheit Gott zu verlieren meinen. Aber wenn wir das erleben, dann sollen wir es ebenso machen wie Johannes. Denn wie hat doch Johannes sich zu seinem Zweifel gestellt? Hat er ihn bei sich selbst behalten und in dumpfer Resignation die Hoffnungen seines Herzens sterben lassen? Ist er zum Grübler geworden und hat er sich selbst verzehrt in unfruchtbaren Gedanken über die unlösbare Frage? Nein, meine Freunde, sondern er hat zu Jesus gesandt. Er hat sich an Jesus selbst gewendet und hat rückhaltlos und offen ihm den Kummer seines Herzens ausgesprochen. Und gerade das ist der Grund gewesen, weshalb Jesus ihm das ehrende Zeugnis gegeben hat. Gerade daran hat Jesus erkannt, daß nicht der Wankelmut und nicht der irdische Sinn, sondern das Verlangen nach Wahrheit in ihm den Zweifel geweckt hat. Und deshalb ist auch für uns das die Probe auf die Beschaffenheit und die Art unseres Zweifels: ob es sich bei unserem Zweifel nicht bloß um ein unreifes Gerede und auch nicht bloß um einen Deckmantel für den Bankerott unseres sittlichen Lebens handelt, ob vielmehr unser Zweifel aus dem Verlangen nach Wahrheit geboren ist, wir können es daran erkennen, ob wir den Mut haben, uns an Jesus zu wenden und ihm den Zweifel, der uns bewegt, auszusprechen.

II.

Wenn wir das tun, dann werden wir von ihm dieselbe Antwort erhalten, die er damals dem Johannes gegeben hat. Und in dieser Antwort, die er dem Johannes gegeben hat, zeigt es sich nun, daß er auch gegenüber dem Zweifel seine Herrlichkeit zu offenbaren vermag. Denn wie antwortet Jesus auf die zweifelnde Frage des Johannes? Er weist ihn zunächst nicht mit Entrüstung ab. Er hat den Zweifel des Johannes

nicht als eine persönliche Kränkung empfunden. Das ist vielmehr menschliche Art, daß wir uns entrüsten, wenn uns jemand nicht für das hält, wofür wir gehalten sein wollen. Aber Jesus zeigt uns, daß er frei ist von dieser menschlichen Art, indem er nicht im Zorne dem Johannes antwortet. Nach menschlichem Urteil müßte es ja allerdings eigentlich dem Herrn nicht gleichgiltig gewesen sein, daß nun sogar der angesehene Prophet an ihm irre wird. Aber Jesus hat es selbst bei einer anderen Gelegenheit ausdrücklich bezeugt, daß er von den Menschen kein Zeugnis nehme, auch nicht von Johannes. Er weiß es, daß seine Sache auf einem ganz anderen Grunde ruht. Und ob auch die Menschen ihm widersprechen oder an ihm irre werden, so wird dennoch seine Ehre den Sieg behalten. Aber ob auch seine Ehre durch den Zweifel des Johannes nicht angefochten werden kann, so hat er ihn doch auch nicht gleichmütig den Weg des Zweifels weiter gehen lassen. Er hat sich nicht vornehm über den unangenehmen Zwischenfall hinweggesetzt oder wie das Volk mit Achselzucken dem Johannes das Urteil gesprochen. Sondern darin zeigt sich nun zuerst die Herrlichkeit des Herrn, daß er für die Frage des Täufers ein Ohr und eine Antwort hat. Wir haben an unserer Erzählung ein besonders deutliches Beispiel dafür, wie der erste Beweggrund seines Herzens die seelsorgerliche Liebe ist. Sobald er die Frage des Täufers hört, hat er sogleich die Antwort für diese Frage. Er macht sich nicht erst Gedanken darüber, welchen Eindruck diese Frage wohl auf das Volk machen werde, sondern er ist sogleich bereit, dem Täufer zu helfen. Und das ist nun der große Trost, den diese Erzählung uns geben will. Denn diese Erzählung zeigt uns, daß die Liebe des Herrn gerade dann sich betätigt, wenn wir sie brauchen. Es ist doch nicht so, als ob Christus nur einmal in seinem Leben die Fülle seiner Liebe ausgeschüttet hätte: damals nämlich, als er am Kreuze für die Sünde der Menschen starb. Wenn wir

von seiner Liebe reden, dann meinen wir damit nicht bloß die eine große Tat der Liebe; sondern auch diese eine große Tat der Liebe war doch nur der weltgeschichtliche Beweis dafür, daß wir bei ihm die vollkommene Liebe finden. Aber daß es so ist, das hat er nicht bloß am Kreuz bewiesen, sondern auch gegenüber dem Zweifel des Johannes. Und deshalb dürfen auch wir mit getroster Zuversicht an ihn uns wenden, wenn unser Glaube schwach werden will, und wir dürfen dessen gewiß sein, daß er auch auf unsere zweifelnde Frage hören und uns die Antwort nicht vorenthalten wird. Freilich, die Antwort, welche Jesus damals dem Täufer gegeben hat, war auf den ersten Blick eine wunderliche Antwort. Denn das, was er dem Johannes sagen läßt, das war nichts Neues, nichts, was Johannes nicht schon selber gewußt hätte. Von den Wundertaten des Herrn und von seiner Predigt hatte er ja längst schon gehört. Aber trotzdem war in ihm der Zweifel entstanden. Wie sollte dem Johannes es nützen, daß der Herr auf das hinweist, was Johannes auch ohne das Zeugnis Jesu schon wußte? Und dennoch, gerade in dieser Antwort des Herrn zeigt es sich, wie seine seelsorgerliche Kunst mit feinem Takt das Richtige zu treffen weiß; gerade in dieser Antwort des Herrn zeigt es sich, wie er dem Zweifel beizukommen und ihn zu überwinden weiß. Denn was hätte wohl Johannes davon gehabt, wenn Jesus ihm etwas Neues gesagt hätte? Der Zweifel des Johannes hatte darin seinen Grund, daß er nur das eine Stück des göttlichen Heilsweges übersah und weil ihm der Fortgang und das Ende dieses Weges verborgen war, so wurde ihm nun auch der Anfang des göttlichen Heilsweges zweifelhaft. Jesus aber dreht die Sache um: mag Dir immerhin verborgen sein, wie es weiter geht, hast Du nicht genug Bürgschaft an dem, was Du erlebt hast? Ist nicht der Anfang die Gewähr für das Ende? Wenn wir erst dann glauben wollen, nachdem alle Rätsel gelöst sind und alle Geheimnisse ihre Enthüllung

gefunden haben, dann werden wir hier auf Erden niemals zum Glauben kommen. Gott hat es in unserem Leben nicht fehlen lassen an Erweisen seiner Macht und Herrlichkeit. Ebenso wie Johannes aus den Weissagungen der Propheten wußte, daß die Wundertaten Jesu ein Erweis seiner Messianität waren, ebenso haben wir in unserem eigenen Leben die Spuren für das Wirken des lebendigen Gottes. Oder ist es etwa nicht ein Werk des lebendigen Gottes, daß er jetzt in dieser Stunde uns hier zusammengeführt hat, damit wir sein Wort hören und seine Herrlichkeit erkennen? Und wenn wir in unserem Leben weiter nichts erfahren hätten, als daß er heute mit dem Wort seiner Liebe an uns herantritt, haben wir denn nicht an diesem einen Erlebnis einen starken Grund, auf den wir uns stützen können? Sollen wir es nicht glauben, daß Gott wahrhaftig ist und daß er, wie er heute in dieser Stunde an unseren Seelen arbeitet, so auch ganz gewiß uns weiterführen wird? Ja allerdings, wenn die dunklen Stunden kommen, wenn Gottes Wille und Weg uns rätselhaft werden, wenn der Zweifel uns überfällt und unser Glaube schwach werden will, dann wollen wir unsere Blicke lenken auf die hellen Gnadenstunden, in denen wir den Stern aufleuchten sahen, den auch die verdunkelnde Wolke nicht auslöschen kann. Dann wollen wir es lernen, daß man wohl zweifeln kann, aber doch nicht an dem Herrn sich zu ärgern braucht. Und das ist dann schließlich das Letzte, was unser heutiges Evangelium uns zu sagen hat. Der Herr hat seine Herrlichkeit uns gezeigt in dem liebevollen Eingehen auf die Not des Johannes und ebenso auch in dem sicheren Griff, mit dem er das Heilmittel findet; aber nicht minder zeigt sich die Herrlichkeit des Herrn dann auch in dem heiligen Ernst, mit dem er von der Gefahr redet, in der Johannes sich befindet. Denn „selig ist, der sich nicht an mir ärgert!" Das ist die wahre Weihe des Zweiflers, daß wir es begreifen, daß unsere Stellung zum Herrn über das Heil unserer Seele entscheidet.

Es ist wahrlich nicht ein Spiel oder eine Beschäftigung für unseren Verstand, sondern es entscheidet sich daran unser Schicksal hier und in der Ewigkeit, ob wir den Herrn erkennen in seiner Herrlichkeit und ob wir in dem Glauben an seine Herrlichkeit den Sieg gewinnen, den der Herr uns verheißen hat.

Ob wohl Johannes seinen Zweifel überwunden hat? Wir haben dafür eine leise Andeutung in der Schrift. Denn als Johannes seinen Lauf vollendet hatte, da „kamen seine Jünger und nahmen seinen Leib und begruben ihn und — kamen und verkündigten das Jesu". Sie hätten das gewiß nicht getan, wenn das Band zwischen Jesus und dem Täufer sich vollends gelöst hätte. Wenn aber auch der zweifelnde Johannes die Verheißung des Herrn gerechtfertigt hat, wie sollten dann nicht auch wir, die wir durch die Taufe auf seinen Namen ihm zu eigen geworden sind, wie sollten dann nicht auch wir einen fröhlichen Advent feiern in der Hoffnung, daß dereinst, wenn unser Leben sein Ziel gefunden hat, auch unsere Namen ihm genannt und in das Buch des Lebens eingetragen werden.

7.

Römer 12,12.

Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Ob auch die Zeit der Neujahrswünsche schon vorbei ist, so treten wir doch heute als Universitäts-Gemeinde zum ersten Male im neuen Jahre vor das Angesicht unseres Gottes. Und da ist es wohl berechtigt, daß unsere Gedanken dem vor uns liegenden neuen Lebensabschnitt sich zuwenden. Was haben wir von dem neuen Jahre zu erhoffen und wie wird unser Schicksal sich gestalten? Was wird der Inhalt unseres Lebens im neuen Jahre sein? Das sind die Fragen, die sich jedem Menschen beim Beginn eines neuen Zeitabschnittes aufdrängen und diese Fragen haben auch für uns ihre Bedeutung. Ja, wir können vielleicht sagen, daß es eigentlich nur für den Christen einen Sinn hat, diese Fragen aufzuwerfen. Denn wenn wir mit der Weisheit unseres natürlichen Verstandes die Zukunftsfrage beantworten wollten, was würden wir dann wohl für eine Antwort gewinnen? Wir gehen mit verbundenen Augen der Zukunft entgegen. Und ob wir auch unseren Witz und Scharfsinn noch so sehr anstrengen, so können wir doch eine gewisse Erkenntnis der Zukunft niemals gewinnen. Es schimmern wohl allerlei Lichter in dem Nebel, der vor uns liegt; aber wir wissen nicht, ob es Irrlichter sind oder ob sie auf einen ebenen und glücklichen Weg leuchten. Aber als Christen fragen wir auch nicht nach dem, was unser kurzsichtiger Blick von der Zukunft zu erraten vermag. Wir

suchen eine andere Weisheit als die des menschlichen Verstandes. Wir begehren nach einer anderen Antwort, als menschliche Klugheit uns zu geben vermag. Und siehe da! Auch im neuen Jahre tritt alsobald unser Gott an uns heran und das erste Wort, welches er im neuen Jahre zu uns spricht, wirft auf unseren dunklen Weg ein helles Licht. Er vertreibt aus unserem Herzen die Ungewißheit und erfüllt uns mit seliger Gewißheit. Und er tut es, indem er zu uns redet nicht von dem, was zweifelhaft ist in der Zukunft, sondern von dem, was sicher ist. Für das, was unsere Neugierde fragt, hat er allerdings keine Antwort; aber wie alle seine Worte Worte des Trostes und der Gnade sind, so hat er auch an diesem Anfang des neuen Jahres für uns ein Wort des Trostes und der Gnade. Er erinnert uns in dem verlesenen Worte daran, daß wir bei allem, was uns begegnen wird, es merken sollen, was wir als Christen sind und haben. Er erinnert uns daran, daß unser Christenglaube zugleich auch eine Lebenskunst ist. Und er zeigt uns, wie diese Lebenskunst, zu der unser Glaube uns befähigt, sich darin erweist, daß wir bei allem, was wir erleben, den Kindesnamen nicht vergessen, den Gott uns gegeben hat. Weil wir Gottes Kinder sind, deshalb ist alles in unserem Leben anders als bei denen, die Gott nicht kennen: unsere Hoffnung und unsere Geduld und unser Gebet.

I.

Was die Hoffnung für unser Leben zu bedeuten hat, das weiß jeder Mensch. Das Leben ist so arm und so schwer, daß die Menschen wenig Lust zum Leben haben würden, wenn sie die Hoffnung nicht hätten. Es sind immer nur wenige, die in ihrem Leben das erreichen, was sie erstreben, und diejenigen, welche an das Ziel ihrer Wünsche gelangen, finden in den allermeisten Fällen nicht das, was sie erstrebt haben. Wenn wir aus eigener Erfahrung die Güter kennen,

die das Leben uns zu bieten hat, so merken wir, wie nichtig diese Güter sind. Und es ist deshalb auch kein Zufall, daß zu allen Zeiten die Weisheit der Weisen zu dem Schluß gekommen ist, daß alles in der Welt eitel ist. Aber trotzdem gehört es zu der Naturanlage unseres Wesens, daß unser Blick immer das, was uns fern ist, vergoldet. Wie sich für den, dem das leibliche Auge getrübt ist, über alle Dinge ein grauer Schleier legt, so hüllt auch die Hoffnung alles das, was die Zukunft verbirgt, in einen rosigen Schimmer ein. Und ob auch noch so oft die Enttäuschung folgt, immer wieder beginnt die Hoffnung ihr Spiel. Wie wir in unserer Jugend von lauter Hoffnungen leben, so setzt auch keine Grenze des Alters ihr das Ziel. Aber so oft wir auch die Erfahrung machen, daß die Hoffnung ein trügerischer Schein ist, dennoch haben wir es ihr zu danken, daß sie uns das Leben erträglich macht. Sie wiegt alles Leid der Vergangenheit auf und gibt uns die Kraft, trotz des vielen Kummers, den wir tragen müssen, das Leben lieb zu behalten. Sie lehrt uns alle unerfüllten Versprechungen unseres Lebens vergessen und bietet uns zum Ersatz eine Fülle von neuen Versprechungen dar. Wenn es keine Hoffnung gäbe, so wäre jedenfalls das Leben noch viel schlimmer, als es ist; sie ist immerhin ein Linderungsmittel unseres Leidens und ein Labsal auf dem dürren Wege, den wir durch diese Welt zu gehen haben. Und dennoch, wenn es bloß das wäre, dann hätte das apostolische Wort, welches wir vernommen haben, keinen Sinn. Denn der Apostel sagt ja, daß wir fröhlich sein sollen in unserer Hoffnung. Er sagt nicht, daß wir uns die Lüge der Hoffnung gefallen lassen sollen; sondern er sagt, daß wir uns unserer Hoffnung freuen sollen. Und indem er das sagt, wird es deutlich, daß für ihn die Hoffnung doch nicht bloß die Bedeutung hat, ein Betäubungsmittel für den Weltschmerz zu sein, daß vielmehr für ihn die Hoffnung etwas anderes ist als das ziellose Trachten von einem Erdenglück

zum anderen. Die Hoffnung, von der der Apostel redet, das ist vielmehr die Hoffnung, die wir als Christen haben, und von dieser Hoffnung, die wir als Christen haben, gilt allein das Wort des Apostels, daß sie uns fröhlich macht. Alle Hoffnung, welche wir auf die Güter dieser Welt setzen, macht uns nicht fröhlich, weil sie immer begleitet ist von der Sorge und der Angst. Denn die Güter der Welt sind vergänglich und es steht auch niemals allein in unserer Macht, daß wir sie erlangen. Wie schnell kommt doch der Sturm, der die Wasserflut über das Land wirft und die Werke der Menschen zerstört! In jungen Jahren freilich will man von der Sorge nichts wissen. Wenn so ein junges Leben sich nach den fernen Zielen streckt, da scheint die Hoffnung lauter Lebenslust und Lebensfreude zu wecken. Aber wißt ihr es denn, ihr Jünglinge, wenn ihr so voll Siegeszuversicht des Lebens Herrlichkeiten für euch in Anspruch nehmt, wißt ihr es denn, wie groß die Sorge ist, die ihr daheim gelassen habt? Ihr ahnt es freilich noch nicht, wie so leicht das volle Segel zerreißt. Ihr wißt es freilich nicht, wie gerade das Bewußtsein der Kraft über die drohenden Gefahren täuscht. Aber es kommt auch für euch die Zeit, wo ihr den sorgenden Blick verstehen werdet, den ihr jetzt vielleicht kaum sehet, wo ihr es begreifen werdet, daß das Leben kein Triumphzug, sondern eine Flucht vor der Gefahr ist. Aber der Christ hat dennoch eine Hoffnung, in der er fröhlich sein kann. Wir haben zwar nicht viele Hoffnungen, sondern nur eine, aber eine Hoffnung, die das Herz fröhlich macht. Denn wir setzen unsere Hoffnung nicht auf die Welt, sondern auf den Vater, den wir im Himmel haben. An unseren eigenen Kindern zeigt Gott es uns als an einem Abbild. Denn wie er überhaupt um deswillen den Eltern die Kinder und den Kindern die Eltern gibt, damit sie es an einander lernen, wie er zu uns sein will und wie wir zu ihm sein sollen, so zeigt er uns auch an unseren Kindern, daß nur die Kinderherzen fröhliche Hoffnungen haben. Denn wie ist doch

in der Zeit vor Weihnachten die Freude unserer Kinder so groß. Sie wissen zwar auch noch nicht, was ihrer wartet; aber weil sie der Liebe ihrer Eltern gewiß sind, so wissen sie es ganz gewiß, daß sie viel Freude erleben sollen. Und wenn auch vielleicht dies oder jenes fehlt, wovon sie geträumt haben, so wird jedenfalls das Beste ganz gewiß nicht fehlen, daß sie es nämlich merken, wie groß doch die Liebe ihrer Eltern ist. Ebenso aber wie die Kinder dem Weihnachtsabend entgegengehen, ebenso können und dürfen wir als Christen auf die Zeit hinblicken, die vor uns liegt. Wir können und dürfen es. Denn seit jenem ersten Weihnachtstage, an dem Gott seinen Sohn zu unserem Bruder gemacht hat, haben wir die sichere Bürgschaft dafür, daß Gottes Liebe uns sucht. Und weil wir das wissen, können wir der Zukunft mit fröhlichem Herzen entgegengehen. Denn in allem, was uns begegnen wird, treibt Gottes Liebe ihr Werk an uns. Unser Leben wird sich vielleicht ganz anders gestalten, als wir es uns jetzt denken und wünschen. Aber weil wir um Christi willen an Gottes Vaterhand den Weg durch das Leben gehen dürfen, so können wir unseren Weg mit fröhlichem Vertrauen gehen. Oder sollte das Herz des Kindes nicht von großer Freude erfüllt sein, wenn es weiß, daß der dunkle Gang, durch den der Vater mit ihm geht, zur Weihnachtsstube führt?

II.

Die Stunden der Trübsal werden freilich auch in unserem Leben nicht ausbleiben. Auch als Christen empfinden wir den Schmerz und wenn Krankheit oder Armut und Mißerfolg uns begegnet, so werden wir sie bei ihren Namen nennen. Es wäre Unnatur, wenn wir so tun wollten, als ob der Schmerz eine Wollust und das Unglück etwas Begehrenswertes sei. Aber auch die Stunden der Trübsal werden doch für uns als Christen eine andere Bedeutung haben als für

diejenigen, welche Gottes Herrlichkeit nicht kennen. Denn wie der Apostel sagt: „geduldig in Trübsal," — das ist die Losung, die uns als Christen gegeben ist. Als Christen haben wir den Vorzug, daß wir in der Trübsal geduldig sein können. Dies Wort des Apostels kann freilich auf den ersten Blick uns wohl überraschen. Denn wenn er hier die Geduld als einen Vorzug der Christen rühmt, so werden wir doch fragen, ob denn wirklich die Geduld etwas Sonderliches ist? Gibt es nicht auch viele Menschen, welche vom Glauben nichts wissen und dennoch geduldig sind? Wenn wir die großen Werke der Menschenhand ansehen, wieviel Geduld gehört doch dazu, damit sie zustande kommen! Und wenn wir an den kleinen Kreis unseres eigenen Lebens denken, müssen wir nicht oft bei unserer Arbeit unsere Geduld erproben und müssen wir dann wirklich immer erst aus unserem Glauben die Geduld schöpfen? Die Geduld scheint doch eine Kraft des natürlichen Willens zu sein und nicht erst durch den Glauben erzeugt zu werden. Und dennoch, meine Lieben, der Apostel hat doch Recht, wenn er die Geduld als einen Vorzug der Christen rühmt. Nur daß er dabei allerdings nicht an die Beharrlichkeit und Ausdauer denkt, mit der unser Wille die Ziele verfolgt, welche er sich gesteckt hat. Der Apostel redet ja viel mehr von der Geduld in der Trübsal. Solange es sich bloß darum handelt, daß wir einen Umweg machen müssen, um zu unserem Ziele zu gelangen, solange es nur darauf ankommt, Hindernisse zu überwinden, welche unseren Wünschen in den Weg treten, solange mag die Triebkraft unseres Willens stark genug sein, um sich als widerstandsfähig zu erweisen. Aber wenn nun das, worauf unser Wille und unsere Wünsche sich richten, zerstört wird, wenn Gott schwere Leiden über uns verhängt und uns das nimmt, was uns das Leben wertvoll macht, wo bleibt dann unsere Geduld? Für den natürlichen Menschen ist alles Leiden eine unvernünftige Tatsache, die sich nicht einreihen läßt in den Zusammenhang unserer Zwecke, und des-

halb kann auch der natürliche Wille sich immer nur sträuben gegen das Leiden. Aber als Christen werden wir auch im Leiden unsere Geduld bewähren. Nicht bloß deshalb, weil wir auch die Trübsal ansehen als etwas, was Gottes Wille uns auferlegt; sondern mehr noch um deswillen, weil wir in der Trübsal erst Gottes Willen recht erkennen. Denn indem Gott die äußeren Güter dieser Welt zerstört, lenkt er unseren Blick ab von dieser sichtbaren Welt auf die unsichtbare Herrlichkeit seines Lebens. Indem er uns in dieser Welt viel leiden läßt, erinnert er uns daran, daß diese Welt nicht das Recht hat, unser Herz gefangen zu nehmen, und macht uns empfänglich für die Gaben seines himmlischen Reiches. Indem er uns in die schweren Stunden führt, zeigt er uns, daß nicht der aufsteigende, sondern der herabsteigende Wille den Weg zum ewigen Leben findet. Wenn wir in Wahrheit Gottes Kinder sind, dann dürfen wir uns auch nicht darüber wundern, daß uns in dieser Welt viel Trübsal begegnet. Denn diese Welt mit ihrer äußerlichen Pracht ist ja das Widerspiel der Gottesherrlichkeit. Wer aber ein Vaterhaus kennt, der fühlt in aller Unrast und Unfreundlichkeit des Lebens in der Fremde, was es bedeutet, daheim im Vaterhause zu sein. Es ist kein Zufall gewesen, daß gerade derjenige am meisten in dieser Welt hat leiden müssen, den wir ohne jedes Beiwort mit dem Namen des Sohnes benennen. Aber an ihm hat es sich auch am meisten bewährt, daß die Gemeinschaft mit dem Vater selbst in den schwersten Leiden geduldig sein läßt. Denn das bezeugen zahlreiche Stellen des Neuen Testaments, daß die Jünger erst durch das Leiden des Herrn es begriffen haben, was eigentlich Geduld heißt. Und wie überall im Neuen Testament die Apostel, wenn sie das Leben in der Gemeinschaft mit Gott beschreiben, dabei die Gestalt ihres Meisters vor Augen haben, so hat auch hier Paulus, wo er von der Geduld in den Trübsalen redet, an das lebendige Bild des Heilandes

gedacht.. Zwischen ihm und uns findet zwar ein weiter Abstand statt, sodaß wir nicht daran denken können, uns mit ihm zu vergleichen. Aber wie wir durch den Glauben an ihn Gottes Kinder werden und die Gemeinschaft mit Gott gewinnen, welche er von Ewigkeit her gehabt hat, so dürfen auch wir die Erfahrung machen, daß unser Glaube uns fähig macht, die Trübsale und das Leiden dieser Welt in Geduld zu tragen. Die Trübsal, die wir zu tragen haben, dient uns zur Erinnerung, daß wir der Heimat nicht vergessen, und hilft uns dazu, daß wir nur immer eifriger den Weg zur Heimat suchen.

III.

Aber den Weg zur Heimat findet nur der, der ihn immer aufs neue durch Gott sich zeigen läßt, und deshalb sagt der Apostel schließlich, daß wir anhalten sollen am Gebet. „Haltet an am Gebet." Das Gebet ist freilich nicht ein Mittel, durch welches wir Gott uns dienstbar machen. Es ist wohl richtig, daß die Not beten lehrt; aber wer das Gebet nur als ein letztes Rettungsmittel in der Not kennt, der hat noch nicht verstanden, was eigentlich das Gebet zu bedeuten hat. Und wenn man es so oft hören kann, daß auch solche, die im übrigen eine gute Meinung vom Christentum haben, doch vom Beten nicht viel halten, so hat das darin seinen Grund, daß sie das Gebet nur kennen als den Ausdruck der menschlichen Wünsche. Und wenn das Gebet weiter nichts ist, als daß wir gelegentlich, wenn es uns schlecht geht, Gottes Hülfe in Anspruch nehmen, dann würde man allerdings ein Recht haben, von ihm eine geringschätzige Meinung zu haben. Aber der Apostel sieht es als eine Eigentümlichkeit der Christen an, daß sie anhaltend beten. Für uns ist das Gebet nicht wie für die Heiden eine Inanspruchnahme der göttlichen Macht in den Fällen, in denen unsere eigene Macht versagt; für uns ist vielmehr das Gebet das Band, das uns mit dem Vater-

hause verbindet. Was aber würden wohl die Eltern denken, wenn ihr Sohn, der in der Fremde ist, nur dann ihnen schreiben wollte, wenn er von ihnen Geld braucht? Oder welcher Sohn würde es nicht als ein besonderes Glück ansehen, wenn er einen Vater hat, dem er alles sagen kann, was ihm begegnet, und bei dem er nicht bloß in den Zeiten der Not, sondern in allen Angelegenheiten seines Lebens ein empfängliches Ohr und ein freundliches Verständnis findet? Aber wenn das schon von unserem Verhältnis zu unserem leiblichen Vater gilt, um wie viel mehr werden wir es dann als einen Grund des Rühmens und Dankens ansehen, daß wir allezeit vor das Angesicht unseres himmlischen Vaters treten dürfen und daß wir mit ihm über alle Dinge reden können. Welch' ein Reichtum fließt doch dadurch unserem Leben zu, daß wir alles, was wir erleben, nicht bloß mit unseren eigenen Augen, sondern mit den Augen Gottes ansehen dürfen und daß wir in keiner Stunde unseres Lebens allein sind, sondern allezeit der Gemeinschaft mit ihm uns freuen dürfen. In dem Leben unseres Herrn ist das der Grund für die festliche Weihe, die alles verklärt, daß bei allem, was er sagt und tut, wie eine leise und doch vernehmliche Melodie die Wechselrede mitklingt, die er mit dem Vater führt. Das ist es gewesen, was sein Leben zu einem so einzigartigen Bilde gemacht hat, vor dem selbst der Unglaube in Ehrfurcht verstummen muß: daß sein Leben ein Leben in der beständigen Gemeinschaft mit Gott war und aus dem beständigen Gebet seine Kraft und seinen Inhalt gewann. Und zu solchem Leben in Gott hat er auch uns die Vollmacht gegeben, indem er uns das Recht erwarb, Gottes Kinder zu sein. Und nun dürfen auch wir hineinwachsen in die Gemeinschaft mit ihm und in immer vertrauterem Umgang mit ihm Anteil gewinnen an seinem Leben. Und je mehr wir das tun, umsomehr werden wir dessen inne, was es doch für ein Vorrecht ist, daß uns allezeit die Tür des Vaterhauses

geöffnet ist und daß wir den beständigen Zutritt zum Vater haben. Wer von diesem Vorrecht Gebrauch macht, der wird nicht mehr die Frage aufwerfen, ob denn das Beten einen Sinn und eine Bedeutung hat; der wird sich vielmehr darüber wundern, wie es doch kommt, daß in der Gegenwart so viele Christen von ihrem Kindesrecht nichts wissen und durch ihre eigene Schuld des Segens sich berauben, den sie haben könnten. Denn das ist ja freilich für niemanden ein Geheimnis, daß in der Gegenwart die Gebetskämmerlein unmodern geworden sind. Wir haben in unseren Häusern für alles gesorgt, was den irdischen Annehmlichkeiten dient, und wir haben zur Behaglichkeit unseres Leibes alle modernen Einrichtungen und Erfindungen uns zu Nutze gemacht; aber für die Pflege unserer Seele ist der Raum und die Zeit knapp. Man rühmt es wohl unserer Zeit nach, daß sie in den Werken der christlichen Liebestätigkeit so Großes leistet, und man sieht in der Forderung des praktischen Christentums die besondere Aufgabe der modernen Zeit. Aber trotzdem können doch die vollgeschriebenen Blätter, die von der modernen Liebesarbeit erzählen, nicht die leeren Blätter in der Geschichte des Gebets bedecken. Und trotzdem bleibt es doch dabei, daß das praktische Christentum immer zuerst in der Gotteskindschaft besteht und in dem Frieden und der Freude und der Seligkeit, die wir in der Gemeinschaft mit Gott haben. Und darum wollen wir auch nicht müde werden, diese Gemeinschaft mit Gott, welche wir um Christi willen haben dürfen, zu rühmen. Wir wollen ganz besonders auch im Anfang dieses neuen Jahres uns daran erinnern, daß wir allezeit den Namen unseres Vaters im Himmel anrufen dürfen und daß wir allezeit nach ihm unsere Hände ausstrecken dürfen. Und wenn wir dann dereinst den Lauf unserer Pilgrimschaft beendet haben und zum Vaterhause heimkehren dürfen, dann wird die Gemeinschaft mit Gott die Welt sein, in der wir leben; für diejenigen aber, die

durch Christi Gnade schon hier auf Erden es gelernt haben, Gott bei seinem Namen zu nennen und in beständiger Gemeinschaft mit ihm ihr Leben zu führen, für sie wird es sich dann nicht um einen Bruch in ihrem Leben und nicht um den Anfang eines ganz neuen und ungewohnten Lebens handeln. Sie werden vielmehr dann dessen inne werden, wie der Weg durch diese arme Welt doch ein Weg des Segens und ein Weg zum Heil war. Denn was wir auch immer erleben mögen, so sind wir doch als Gottes Kinder zur Gemeinschaft mit ihm berufen und dürfen schon hier auf Erden es lernen, unser Leben durchdringen zu lassen von der Herrlichkeit des ewigen Lebens.

Und so ist in der Tat unser Glaube eine Lebenskunst. Denn weil wir Gott als unseren Vater kennen, haben wir eine gewisse Hoffnung, die in allem Wechsel des irdischen Lebens uns zu fröhlichen Menschen macht. Und weil wir über den äußeren Schicksalen unseres Lebens unserer himmlischen Heimat nicht vergessen, können wir auch in den Trübsalen dieses Lebens geduldig sein. Und weil wir als seine Kinder zur Lebensgemeinschaft mit ihm berufen sind, dürfen wir allezeit sein Angesicht suchen. Und das ist nun die frohe und selige Botschaft, mit der Gott uns an der Schwelle des neuen Jahres begrüßt. Und so wollen wir denn dies Wort aufnehmen in unsere Herzen, damit wir es nicht vergessen, wie groß die Gaben sind, die unser Gott uns gegeben hat, und damit auch im neuen Jahre Gottes Gnadenwille an uns seine Erfüllung findet.

8.

Römer 13,8—10.

Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet; denn wer den Anderen liebet, der hat das Gesetz erfüllt. Denn das da gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugnis geben, dich soll nichts gelüsten, und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort verfasset: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Das Gebot der Nächstenliebe, von dem der Apostel in den verlesenen Worten spricht, scheint etwas sehr Einfaches und Selbstverständliches zu sein. Wir haben von Jugend auf es gelernt, daß es unsere Pflicht ist, den Nächsten zu lieben, und wir haben uns daran gewöhnt, diese Forderung hinzunehmen, ohne viel darüber nachzudenken. Aber trotzdem wird doch niemand leugnen können, daß die Erfüllung dieses Gebotes auch unter den Christen keineswegs etwas Selbstverständliches ist. Wir rühmen es zwar, daß wir als Christen dies Gebot haben, und wir sehen darin einen besonderen Vorzug, daß das Christentum diese Forderung aufgestellt hat; aber wenn wir wirklich davon überzeugt sind, daß die Nächstenliebe der Ehrentitel des Christen ist, dann müßte man eigentlich doch viel mehr von der Nächstenliebe auch in unserem Leben merken, als es tatsächlich der Fall ist. Und wenn wir trotzdem in der Praxis dies Gebot so wenig zu Ehren bringen,

so hat das doch wohl darin seinen Grund, daß wir in Wirklichkeit doch den Wert und die eigentliche Bedeutung dieses Gebotes nicht recht verstanden haben. Die Schriftsteller des Neuen Testaments würden gewiß auch nicht so oft und so nachdrücklich auf das Gebot der Nächstenliebe hingewiesen haben, wenn es damit eine so leichte Sache wäre. Ganz besonders deutlich aber geht es aus den verlesenen Worten unseres Textes hervor, daß es doch mit dem Gebot der Nächstenliebe eine ganz eigene Bewandtnis haben muß. Denn das, was der Apostel hier von der Nächstenliebe sagt, ist sehr merkwürdig und überraschend. Zuerst nämlich sagt er, daß das Liebesgebot allein unter allen Geboten nie aufhört, eine Forderung zu sein, und sodann, daß die Liebe die Erfüllung aller Gebote sei. Aber das sind doch Dinge, die auf den ersten Blick einander zu widersprechen scheinen: wie ist es denn möglich, daß die Liebe ein bleibendes Gesetz und doch jedes Gesetzes Ende ist? Wenn wir diese Frage an der Hand unseres Textes uns beantworten, wird es uns vielleicht deutlich werden, was denn eigentlich mit der christlichen Forderung der Nächstenliebe gemeint ist. Wir werden es dann vielleicht begreifen, daß in der Tat das christliche Gebot der Nächstenliebe einen ganz eigentümlichen und besonderen Vorzug hat. Unser Herr hat uns ein Gesetz gegeben, dessen doppelter Vorzug darin besteht, daß es ein unerfüllbares Gesetz ist und daß es zugleich die Erfüllung jedes Gesetzes ist.

I.

Unmittelbar vor unserer Stelle hat der Apostel zu den Römern von dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit gesprochen. Die Römer hatten sich Gedanken darüber gemacht, ob sie denn als Christen der heidnischen Obrigkeit gehorchen müßten, und der Apostel hat ihnen eingeschärft, daß sie auch als Christen in die äußere Ordnung der Dinge sich fügen

müßten. Wenn es überhaupt zu einem Zusammenleben der Menschen kommen soll, dann muß es eine äußere Ordnung geben, deren Gesetzen alle sich unterwerfen. In dem Gehorsam gegen diese äußere Ordnung aber soll der Christ es an nichts fehlen lassen. Es ist durchaus nicht ein Beweis christlicher Frömmigkeit, wenn man die äußere Ordnung mißachtet. Ein Christ wird vielmehr immer darin seine Ehre suchen, daß er allen berechtigten Ansprüchen entspricht. So notwendig aber dieser Gehorsam gegen die äußere Ordnung ist, so dürfen wir dennoch nicht meinen, als ob damit die Aufgabe, welche wir als Christen haben, erschöpft sei. Der Apostel weist vielmehr die Römer darauf hin, daß es für den Christen neben der äußeren Ordnung auch noch ein anderes Gesetz gibt und daß dies Gesetz, unter dem die Christen stehen, von ganz anderer Art ist als das bürgerliche Gesetz. Darin besteht nämlich die Eigentümlichkeit des für die Christen geltenden Gesetzes, daß wir niemals mit ihm fertig werden. Im bürgerlichen Leben kann man es allerdings erreichen, daß man keine ungelösten Verpflichtungen hat. Aber von dem Gebot der Liebe gilt es, daß es uns unter eine Verpflichtung stellt, der wir nie in erschöpfender Weise zu genügen vermögen. Ob wir uns auch Mühe geben, das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen, so bleibt uns doch immer eine Schuld der Liebe zurück. Auf diesen Unterschied zwischen dem Gesetz der äußeren Ordnung und dem christlichen Gebot der Nächstenliebe weist aber der Apostel um deswillen hin, weil es dem Menschen immer sehr nahe liegt, diese Verschiedenheit zwischen den beiden Arten von Gesetzen zu übersehen. Wir neigen gar leicht dazu, auch das Liebesgebot so anzusehen, als ob es nur ein begrenztes Maß von Ansprüchen an uns stellte. Wie schon Petrus den Herrn gefragt hat: „Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben? Ist es genug siebenmal?", so meinen auch wir, daß doch auch die Liebe ihre Grenzen

haben müsse. Wir sind wohl bereit, unseren Mitmenschen Liebe zu erweisen und freundlich mit ihnen zu sein; aber wir stellen dabei doch immer die Bedingung, daß sie nun auch gegen uns freundlich siud und auch ihrerseits uns unsere Liebe vergelten. Aber wenn dann das freundlich gemeinte Wort falsch verstanden wird und der Dank für unsere Liebe ausbleibt, dann meinen wir mit unserem Mitmenschen fertig zu sein und dann tritt an die Stelle der Liebe das Gefühl der Kränkung und wir haben. die Empfindung, als ob uns ein Unrecht geschehen sei. Wie viel Streit und wie viel Unfriede stammt doch aus mißachteter Liebe, — aber was ist das für eine Liebe, wenn sie durch die Mißachtung zum Zorn wird! Es gibt doch nichts Schlimmeres, als wenn zwei Menschen, die auf die gegenseitige Liebe angewiesen sind, aus ihrer Liebe ein Recht und einen Handel machen. Wenn Gott uns gegenüber ebenso verfahren und das Maß seiner Liebe nach unserer Liebe bestimmen wollte, was sollte dann aus uns werden! Aber das ist das Wunderbare an dem Bilde unseres Herrn, daß er uns die Grundlosigkeit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes gezeigt hat. Er hat nicht darauf gewartet, ob die Menschen ihn freundlich aufnehmen und ihm für seine Liebe danken wollten, sondern er hat auch ihr Widerstreben und ihre Feindschaft mit Liebe beantwortet. Er hat nie mit ihnen gerechnet, ob sie auch wohl noch einen Anspruch an seine Liebe hätten, sondern er hat ihnen auch dann noch seine Liebe bewahrt, als sie seine Liebe schmähten und verspotteten. Laßt es uns doch nicht vergessen, daß der, welcher uns das Liebesgebot gegeben hat, niemand anders ist als der Gekreuzigte. Das, was er um seiner Liebe willen erlitten hat, ist doch nicht von ferne zu vergleichen mit dem, was etwa wir zu erleiden haben von denen, mit denen wir in Liebe verbunden sind. Und er hat dennoch nie gesagt: jetzt ist es genug, jetzt könnt ihr nicht mehr verlangen, daß ich euch wieder entgegenkomme. Wie aber

wollen wir ihn unseren Herrn nennen, wenn wir selbst unseren nächsten Angehörigen gegenüber unsere Liebe zu einem Kaufpreis für ihre Liebe machen? Wie wollen wir uns der Gemeinschaft mit ihm rühmen, wenn wir schon durch ein kleines Mißverständnis des Anderen oder durch die augenblickliche Verdrießlichkeit des Anderen uns zum Zorn reizen lassen und unserer Liebe vergessen? Es ist doch wahrlich eine große Dankesschuld, welche wir unserem Herrn gegenüber haben, und nun hat er uns die Gelegenheit gegeben, daß wir die Liebe, welche wir von ihm empfangen haben, weitergeben dürfen, — wie sollten wir da nicht fleißig sein, diese Gelegenheit zu benutzen. Aber wenn dann in uns der Wunsch entsteht, ihm seine Liebe zu vergelten durch die Liebe, welche wir an unseren Brüdern üben, meint ihr wohl, wir würden jemals dazu gelangen, daß wir den Schatz, den wir von ihm erhalten haben, ganz verausgabt hätten? meint ihr wohl, es würde jemals dazu kommen, daß zwischen unserer und seiner Liebe ein Gleichgewicht bestände? Die Liebe, die er uns bewiesen hat, bleibt doch immer viel größer als alle Liebe, die wir zu üben vermögen, und deshalb bleibt für uns doch immer die Liebe eine Schuld, die wir niemals zu lösen vermögen. Von dieser Schuld aber merken wir allerdings in der Regel erst dann etwas, wenn es zu spät ist. Wenn der Tod in dem Kreis unserer Angehörigen und Freunde eine Lücke reißt, dann wird es uns mit einem Mal klar, daß der Tote ein Stück ungelöster Liebesschuld mit sich genommen hat. An den Gräbern lernen wir es, unsere Liebe anders zu schätzen. Wenn wir vorher auch noch so sehr davon überzeugt waren, daß wir uns nichts haben zu Schulden kommen lassen, so hören wir nun doch aus dem Munde des Toten die Klage. Wieviel Gelegenheit ist doch versäumt worden; wie reich hat Gott uns machen wollen und wie arm stehen wir nun da! Und so sind denn die Tränen, welche an den Gräbern geweint werden, oft genug Tränen

der Reue und des Schmerzes über die eigene Schuld. Ja, es gibt wohl kein Grab, an dem nicht solche Tränen geweint werden. Denn ob auch Gott noch so oft uns daran erinnert, daß wir es ernst nehmen sollen mit unserer Schuld, so bleibt doch immer unsere Liebe weit zurück hinter dem Gebot. Je mehr wir die Schuld der Liebe empfinden, solange wir unsere Lieben noch haben, um so leichter wird unsere Schuld sein, wenn wir unsere Lieben nicht mehr haben. Aber es wird doch niemals der Augenblick kommen, wo wir sagen können, daß das Gebot der Liebe für uns keine Forderung mehr sei. Denn dadurch unterscheidet sich das Gebot der Liebe von allen Gesetzen dieser endlichen Welt, daß es als ein Gebot des ewigen Gotteswillens uns eine Aufgabe stellt, welche wir niemals hier auf Erden zu erfüllen vermögen.

II.

Und dennoch sagt der Apostel, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist. Dabei verweist der Apostel ausdrücklich auf die zehn Gebote vom Berge Sinai. Von ihnen gilt es, daß sie durch die Liebe erfüllt werden. Die Liebe macht also das Gesetz nicht überflüssig; es bleibt vielmehr auch für den Christen dabei, daß jene einfachen und doch so gewaltigen Gebote ihm den Weg zeigen, auf dem Gottes Wille zur Erfüllung kommt. Wir haben auch als Christen und wir haben auch heute noch an den zehn Geboten den Maßstab, an dem unser Gewissen uns mißt. Und ob auch die Weisheit der Welt im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende noch so weit vorwärtsgeschritten ist, sie hat dennoch nichts daran ändern können, daß auch heute noch das Gesetz vom Berge Sinai als ewige Gotteswahrheit gilt und daß wir auch heute noch in diesen Geboten den Weg zum Heil finden, wenn wir sie erfüllen. Aber zu solcher Erfüllung der Gebote kommt es freilich nicht durch das Gesetz. Unser Gewissen zeigt uns

zwar den Willen Gottes, aber es hilft uns nicht dazu, daß wir den Willen Gottes erfüllen. Wir können vielmehr immer wieder die Beobachtung machen, wie gerade das Gesetz unseren Willen zur Sünde reizt. Denn darin besteht die Bedeutung des Gesetzes, daß es unserem Willen in den Weg tritt und ihn auf seinem Wege zu hemmen sucht. „Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst nicht töten, Du sollst nicht stehlen", das sind lauter Fesseln für den Willen. Das Gesetz richtet lauter Schranken auf für den Willen. Aber die Hemmnisse machen den Willen nicht gehorsam. Wir empfinden nur den Zwang, den das Gesetz uns antut, und gegen diesen Zwang bäumt unser Wille sich auf. Das Gesetz erscheint uns als eine Beeinträchtigung unserer Freiheit und es ist nun einmal die Art des menschlichen Willens, daß er frei sein will. Es ist deshalb auch kein Wunder, daß so oft gerade diejenigen, welche in ihrem elterlichen Hause unter strenger Zucht gestanden haben, so leicht eine Beute ihrer Leidenschaften werden, sobald sie ihre eigenen Herren geworden sind. Die strenge Zucht hat ihren Willen zwar zu bändigen, aber nicht umzugestalten vermocht. Aber darauf kommt es an, daß unser Wille umgestaltet wird. Das Gesetz kann immer nur unseren Willen im Zügel halten, aber es kann uns nicht einen anderen, neuen Willen geben. Das Gebot der Liebe aber weckt in uns einen neuen Willen. Was das Gesetz vom Berge Sinai nicht vermocht hat, das vermag das Gebot, welches unser Herr uns gegeben hat. Und es vermag es um deswillen, weil es nicht wie das Gesetz vom Berge Sinai in Buchstaben verfaßt und in steinerne Tafeln eingegraben ist, weil es vielmehr als ein geistliches Gesetz in die Herzen der Menschen geschrieben ist. Was heißt das? Der Apostel sagt es uns an unserer Stelle ganz deutlich, indem er den mancherlei Geboten des Sinaigesetzes das Liebesgebot gegenüberstellt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses." Darin besteht der Vorzug des neuen

Gebotes, daß es uns nicht eine Summe von Forderungen zeigt, denen unser Wille sich beugen und unterwerfen soll, daß es vielmehr auf die Person unseres Nächsten hinweist. Alle Forderungen des Gesetzes haben das miteinander gemeinsam, daß sie in uns die Achtung vor der Person des Anderen erwecken wollen; aber das Gebot der Liebe erinnert uns daran, daß der Andere unser Nächster ist, und indem es uns zum Bewußtsein bringt, daß zwischen ihm und uns ein Band der Gemeinschaft und der Zusammengehörigkeit besteht, zeigt es uns, daß die Forderungen des Gesetzes nicht unsere Freiheit einschränken, sondern unser Leben reich machen wollen. Solange wir es nur mit dem Buchstaben des Gesetzes zu tun haben, solange kann es uns wohl so vorkommen, als ob das Gesetz immer nur unsere Freiheit hemmen und binden wolle; aber wenn wir es begriffen haben, daß alle Forderungen des Gesetzes nur um des Nächsten willen da sind und daß sie alle nur den Zweck haben, die Gemeinschaft mit dem Anderen zu wahren und zu fördern, dann erscheint uns das Gesetz nicht mehr als eine Fessel und ein Zwang, sondern als der Weg, auf dem wir zu einem Besitz gelangen, den wir von uns selber nicht haben können. Oder ist etwa die Gemeinschaft von Person zu Person nicht mehr wert als das, was ein jeder von uns für sich allein ist? Ist nicht unser Leben arm und elend, wenn wir auf uns selbst angewiesen sind? und haben wir nicht alles das, was unser Leben glücklich und reich macht, aus der Gemeinschaft mit denen, die Gott uns gegeben hat? Ja allerdings, wir haben Grund, Gott dankbar dafür zu sein, daß er uns die Möglichkeit gegeben hat, über den engen Kreis unseres eigenen Ich hinauszuwachsen in der Gemeinschaft mit den Anderen. Und wenn es auch im Verkehr mit unseren Mitmenschen notwendig ist, daß wir hier und da unserem Eigenwillen Abbruch tun, so wollen wir darüber doch nicht der reichen Gabe vergessen, die Gott in unserem Nächsten uns gegeben hat. Die Über-

windung unseres Eigenwillens bringt uns den Reichtum der Gemeinschaft. Und deshalb ist das Gebot der Nächstenliebe nicht eine peinliche Forderung, der wir nur widerstrebend gehorchen, sondern vielmehr eine Lockung und eine Verheißung, die uns zu freudigem Gehorsam treibt. Und diese Lockung kommt auch deutlich in dem Gebot selber zum Ausdruck. Denn wenn es heißt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst", so hat unser Herr das ja freilich nicht so verstanden, als ob man nun sorgfältig die Nächstenliebe nach der Eigenliebe bemessen solle und als ob man dem Nächsten gerade soviel Liebe gönnen solle, als die Liebe zum eigenen Ich erlaubt. Wenn das der Sinn des Liebesgebotes wäre, dann hätte jedenfalls unser Herr selbst sehr wenig diesem Gebot entsprochen. Denn seine Liebe zu uns ist ja so groß gewesen, daß er nicht bloß sein Leben, sondern auch seine Ehre bei Gott und den Menschen preisgegeben hat. Statt dessen ist das vielmehr der Sinn des Liebesgebotes: wir sollen unseren Nächsten lieben und wir sollen es wissen, daß wir damit für uns selber ein Gut gewinnen, welches mehr wert ist als alle anderen Güter. Wir sollen unseren Nächsten lieben, aber unser Blick soll dabei nicht auf das gerichtet sein, was es uns kostet, sondern auf das, was es uns einbringt. Wir sollen uns im Zusammenleben mit unseren Angehörigen und Freunden immer dessen bewußt bleiben, was wir an ihnen haben und was wir durch sie empfangen. Wenn wir das tun, dann wird es uns niemals schwer werden, die Forderungen, die das Gesetz an uns stellt, zu erfüllen. Wenn wir den Wert erkennen, den die Gemeinschaft mit unseren Mitmenschen für uns hat, dann wird auch der Wille nicht fehlen, dem Gesetz gehorsam zu sein. Wenn wir die Gabe erkennen, die Gott durch unseren Nächsten uns geben will, dann wird der Dank für diese Gabe uns dazu treiben, daß wir dem Nächsten nichts Böses tun, sondern unsere Liebe erweisen denen, die Gott uns gegeben hat.

Und so ist es denn allerdings kein Widerspruch, daß das Gebot, welches unser Herr uns gegeben hat, ein unerfüllbares Gebot und doch zugleich die Erfüllung aller Gebote ist. Wir werden niemals frei werden von der Empfindung, daß die Schuld der Liebe eine ungelöste Schuld bleibt; aber wir werden es doch merken, daß Gottes Gesetz in unserem Leben seine Erfüllung findet in demselben Maße, als wir unsere Brüder lieben. Das Gebot der Nächstenliebe stellt uns eine Aufgabe, mit der wir niemals fertig werden, und es führt uns doch zugleich den Weg, auf dem alle Forderungen Gottes ihre Erfüllung finden. Darin aber wird es offenbar, daß wir es bei diesem Gebot der Nächstenliebe mit Gottes Willen zu tun haben. Denn weil wir es mit Gottes Willen zu tun haben, so ist dies Gebot ein ewig bleibendes Gebot. Und weil wir es mit Gottes Willen zu tun haben, so vermag dies Gebot selber in uns den neuen Willen zu schaffen, der zu allem Gottesgehorsam fähig und willig ist.

9.

Joh. 10,12—15.

Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Der Mietling aber, der nicht Hirte ist, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe und fliehet; und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe. Der Mietling aber fliehet; denn er ist ein Mietling und achtet der Schafe nicht. Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen, wie mich mein Vater kennet und ich kenne den Vater. Und ich lasse mein Leben für die Schafe.

Das verlesene Wort ist ein rechtes Anfangswort für den neu begonnenen Lebensabschnitt. Es erinnert uns zuerst noch einmal an die großen Ereignisse, von denen die Osterwoche uns gepredigt hat: an den Tod und an die Auferstehung des Herrn. Denn das ist dem Herrn an dem Bilde des guten Hirten der wichtigste Zug, daß er sein Leben läßt für die Schafe. Aber dies Opfer seines Lebens soll nun den Jüngern bezeugen, was sie von Jesus zu erwarten haben. Der Hinweis auf seinen Tod soll in ihnen die Gewißheit wecken, daß sie auf seine Treue sich verlassen können. Jesus hält es nicht für selbstverständlich, daß der gute Hirte, der sein Leben läßt für seine Schafe, hinfort nun nicht mehr für sie sorgen kann. Sein Tod soll vielmehr für die Seinen die Bürgschaft sein, daß er auch fernerhin mit seiner wunderbaren und großen Liebe ihnen zur Seite bleiben wird. Wenn er nun den Tod erleidet, so werden sie dadurch nicht des Freundes beraubt,

sondern sein Tod wird ihnen nur die Triebe und Beweggründe seines Herzens enthüllen. Er ist nicht das traurige Ende der Gemeinschaft, welche seine Liebe schuf, sondern die herrliche Offenbarung der Größe und Kraft dieser Liebe, die für alle Zukunft sie in seiner Gemeinschaft festhalten wird. Und so bietet unser Text uns zugleich ein Stück Osterverkündigung dar: wie der Auferstandene auch an seinem verklärten Leibe die Nägelmale trägt, so soll das Opfer des guten Hirten das Zeichen sein, unter dem der Verkehr des Auferstandenen mit seinen Jüngern steht. Aber indem so der Herr in dem Gleichnis vom guten Hirten die Deutung seines Todes mit dem Gedanken an die Auferstehung verknüpft, spricht er zugleich zu seinen Jüngern von der Frucht seines Werkes. Wir haben wohl in der Osterwoche mit erschüttertem Herzen vor dem Kreuz und vor dem Grabe gestanden und die Gewalt des Eindrucks hielt uns gebannt und wir haben nichts anderes gesehen als seine Gestalt und die großen Ereignisse, deren Mittelpunkt er war; aber nun lenkt der Herr selbst unsere Blicke auf unser eigenes Leben. Wir sollen es nicht vergessen, daß die Predigt vom Kreuz und von der Auferstehung ein beständiges Geleitwort für unser eigenes Leben werden soll: durch seinen Tod hat er uns zu seinem Eigentum erworben und durch seine Auferstehung ist er unser Herr geworden. Unser heutiges Textwort will es uns ganz besonders einprägen, daß wir durch seinen Tod und seine Auferstehung sein Eigen geworden sind. Das ist der freundliche Gruß, mit dem er am Eingang des neuen Semesters uns begrüßt. Ihr alle, die ihr hierhergekommen seid, um euch von ihm die Losung geben zu lassen für den neuen Weg, den ihr gehen wollt, ihr sollt es wissen, daß ihr sein Eigen geworden seid. Weil ihr aber sein Eigen geworden seid, so dürft ihr allezeit seines Beistandes gewiß sein; und weil ihr sein Eigen geworden seid, so dürft ihr allezeit der Gemeinschaft mit ihm euch freuen.

I.

In dem Gleichnis vom guten Hirten will Jesus zuerst uns zeigen, daß wir guten Grund haben, uns auf ihn zu verlassen. Zu allen Zeiten hat es gar viele gegeben, die als Beglücker der Menschheit aufgetreten sind und sich als Führer des Volkes ausgegeben haben. Und auch heute gibt es allerlei Propheten, die ihre Stimme erheben und die Menschen an sich locken. Und sie alle wissen gar fein mit klugen Worten und mit manchem Versprechen ihre Weisheit anzupreisen. Sie alle rühmen sich, daß sie euch den Weg zur Wahrheit und den Weg zum Glück zeigen wollen und daß ihr bei ihnen auf alle eure Fragen eine Antwort und für alle eure Sorgen einen Trost finden sollt. Aber so eifrig sich auch jeder von ihnen um euch bemüht, so ist doch unter ihnen selber ein großer Streit: niemand von ihnen will es leiden, daß der Andere mithelfe, euch zur Wahrheit und zum Glück zu führen. Sie haben zwar alle das gleiche Ziel, daß sie euch dienen wollen; aber jeder von ihnen ist davon überzeugt, daß nur er allein für euch die rechte Hülfe hat. Und so streiten sie nun miteinander und führen miteinander einen Kampf um die Wahrheit und suchen euch zu überreden, daß ihr nur ihnen allein folgen sollt. Und wenn wir nun die mancherlei Stimmen hören, dann könnten wir wohl in Verlegenheit geraten, wem wir denn nun folgen sollen. Wer von ihnen hat denn nun die Wahrheit und wer von ihnen zeigt uns denn den richtigen Weg? Wie sollen wir uns denn zurechtfinden in dem Gewirr der Stimmen, die einander zu übertönen suchen? Wem sollen wir uns anvertrauen, damit wir die Wahrheit und das Glück gewinnen? Das ist die Frage, die besonders die jungen Herzen bewegt, wenn sie sich anschicken, ihren Weg durch das Leben zu suchen und sich selber Rechenschaft über den Sinn des Lebens zu geben. Aber

die Antwort auf diese Frage ist kein leichtes Ding. Schon mancher, der mit klopfendem Herzen und mit ernstem Eifer dem Lebensrätsel ins Auge geschaut hat, ist an ihm zu Grunde gegangen. Schon mancher, der mit entschlossenem Mut alle seine Kräfte eingesetzt hat, um die Wahrheit zu gewinnen, ist ein Opfer des Zweifels und der Verzweifelung geworden. Man kann es besonders auf der Universität so oft erleben, daß der frische und freudige Lebensmut, mit dem so ein junger Kämpfer auszog, um die Wahrheit zu finden, gar bald der Verzagtheit und der Gleichgültigkeit oder gar dem Lebensüberdruß Platz macht. Mag die Zuversicht auch noch so groß gewesen sein, daß die Wahrheit und das Glück sich finden lassen müsse, wie groß ist doch die Zahl derjenigen, denen das Leben zu einem Labyrinth wird, in dem kein sicherer Führer sich findet. Und wie sollte man auch auf dem mühsamen und beschwerlichen Wege sich zurechtfinden, wenn doch die Führer selber untereinander uneins sind! Wie sollte wohl unsere Klugheit und unser Scharfsinn ausreichen, wo so viele erlesene Geister keine einhellige Lösung gefunden haben! Ihr mögt immerhin allen den mancherlei Stimmen euer Ohr leihen und ihr mögt euch auch ernstliche Mühe geben, all' die mancherlei Weisheit, die man euch bietet, zu prüfen, — selbst wenn ihr bei dieser ungeheuren Aufgabe zum Ziel gelangt, wer bürgt euch denn dafür, daß nicht morgen ein neuer Prophet kommt, der all' eure Zuversicht wieder umstürzt und euch zwingt, von neuem wieder eure Arbeit zu beginnen? Denn das ist es ja, was alle die Weisen und Lehrer der Menschheit euch nicht geben können: sie haben zwar viel kluge und tiefe Gedanken, aber es kann euch niemand von ihnen die Bürgschaft geben, daß seine Lehre die Wahrheit ist. Ihr habt zwar ein Recht, die großen Männer zu bewundern und zu verehren, aber wenn ihr nach einer Bürgschaft fragt, damit ihr euch ganz auf sie verlassen und mit getroster Zuversicht ihrer Führung

euch anvertrauen könnt, dann werden sie alle verstummen. Es ist in der ganzen Geschichte der Menschheit nur einer, der euch solche Bürgschaft geben kann, und das ist Jesus. Dieser eine aber hat uns die Bürgschaft gegeben, daß wir durch ihn zur Wahrheit und zum Leben gelangen sollen. Und er hat es getan, indem er sein Leben dahingegeben hat für die Seinen. Und deshalb, wenn ihr einen zuverlässigen Führer haben wollt, dann kommt zu Jesus. Wenn es euch ernstlich darum zu tun ist, daß ihr aus der Unruhe und Ungewißheit zum Frieden und zum sicheren Besitz der Wahrheit gelangen wollt, dann haltet euch an ihn, der für euch sein Leben dahingegeben hat und der in seinem Tode sich als euer Heiland erwiesen hat. Denn das ist der Vorzug des Christentums, daß wir es mit einem guten Hirten zu tun haben, der sein Leben läßt für seine Schafe. Das ist es, was diesen einen von allen Lehrern und Führern der Menschheit unterscheidet, daß er gestorben ist, um uns zu seinem Eigentum zu gewinnen und unser Leben vom Tode zu erretten. Unter den Lehrern und Führern der Menschheit hat es allerdings auch sonst manchen gegeben, der mit seinem Leben für die Wahrheit seiner Lehre eingetreten ist. Und es ist gewiß immer etwas Großes, wenn jemand für seine Überzeugung stirbt. Aber der Märtyrertod ist doch noch keine Bürgschaft für die Wahrheit. Oder kann nicht auch der Irrtum Märtyrer erzeugen? Kann man nicht auch von einer falschen Lehre so fest überzeugt sein, daß man für sie stirbt? Wer seiner Überzeugung Treue bewahrt und wer seinen Willen auch durch die Furcht vor dem Tode nicht beugen läßt, der ist gewiß unserer Bewunderung wert. Aber wenn es bloß das wäre, was wir an Jesus zu rühmen hätten, dann hätten wir doch noch kein Recht, ihn unseren Heiland zu nennen. Wenn er bloß ein Opfer seiner Überzeugung gewesen ist, dann haben wir doch noch nicht die Bürgschaft, daß wir durch ihn die Wahrheit und das Leben gewinnen. Aber in

Wirklichkeit ist auch der Tod Jesu nicht der Tod eines Märtyrers gewesen. Er hat es vielmehr selbst bezeugt, daß er durch seinen Tod nicht die Wahrheit seiner Lehre, sondern sein Eigentumsrecht an uns hat erweisen wollen. Er ist für uns in die Bresche getreten und hat sein Leben dahingegeben, damit die Sünde ihr Recht an uns verliere. Er hat es gewußt, daß es uns um deswillen so schwer ist, den Weg zur Wahrheit zu finden, weil wir unter der Herrschaft der Sünde stehen, und er hat deshalb die Herrschaft der Sünde gebrochen. Und das ist es nun, was ihn von allen Anderen unterscheidet. Über unser aller Leben steht die dunkle Macht der Sünde und wir sind deshalb so fern von der Wahrheit und so fern vom Glück, weil wir von ihr geknechtet und irregeführt und betrogen werden. Aber niemand begreift es, daß es so ist. Niemand hat die Augen dafür, daß der Weg durch diese Welt nur um deswillen ein Weg des Verderbens ist, weil die Sünde in der Welt regiert. Niemand begreift es, daß wir nicht der klugen Gedanken, sondern der Rettung bedürfen. Die Wahrheit finden, das heißt: errettet werden von der Sünde! Wir brauchen nicht eine papierene oder gedachte Wahrheit, sondern eine lebendige Wahrheit! Wir brauchen nicht die Grübeleien des Scharfsinns, sondern volles und unverkümmertes Leben! Unser durch die Sünde überall gehemmtes und gestörtes Leben soll zur Freiheit gelangen. Ach, wie sollen wohl die Lahmen und die Blinden, die Krüppel und die Totkranken mit ihren eigenen Kräften den mühsamen Weg gehen? wenn sie nicht einen Arzt finden, der sie gesund macht, und einen Heiland, der ihnen hilft, dann müssen sie alle verderben und zugrunde gehen. Aber das ist nun der Wille und das Vorrecht unseres Herrn, daß er uns nicht bloß die Sünde zeigt, sondern uns auch freimacht von der Sünde. Er hat nicht bloß das Rätsel unseres Lebens enthüllt, sondern auch seine Lösung gebracht. „Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.“ Seht, das ist die Absicht ge-

wesen, mit der Jesus in den Tod gegangen ist. Er hat sein Leben geopfert, um euch vor dem Feinde eurer Seele zu erretten. Er hat als der gute Hirte sich selbst dahin gegeben, damit ihr das Leben hättet. Und wenn das nun seine Absicht war, wie er es selbst uns bezeugt hat, könnt ihr ihn dann noch im Ernst mit allen denen vergleichen, die mit ihren klugen Gedanken um eure Gunst zu werben suchen? War er wirklich auch nur einer von denen, die für ihre eigene Weisheit Jünger suchen? Habt ihr nun nicht in seinem Tode die sichere Bürgschaft dafür, daß er mehr war als bloß ein Lehrer der Menschheit? Oder gibt es denn vielleicht unter all' den Propheten auch nur einen, den die Liebe zu euch zu gleichem Opfer getrieben hätte? Sie geben sich zwar alle gar große Mühe, euren Beifall zu gewinnen und von der Wahrheit ihrer Worte euch zu überzeugen. Und es ist auch eine gar treffliche Kunst, mit der sie sich selbst zu rühmen und ihre Weisheit euch anzupreisen wissen. Aber wo ist unter all' den vielen auch nur einer, in dem die Liebe zu euch so große Macht hätte, daß er für euch gestorben wäre, um euch zu erretten? Wo ist unter all' den vielen auch nur einer, der mit seinem Liebeswerben nicht sich, sondern euch zu dienen gewillt wäre? Ach nein, sie sind wohl in ihren Gedanken groß und stark, aber sie haben nicht die Macht des Lebens in sich. Bei dem gekreuzigten Heiland, der für euch gestorben ist, da findet ihr die Macht des Lebens, die aus dem Tode erretten kann. Die Liebe, die ihn ans Kreuz gebracht hat, das ist die Macht des Lebens, die euch vom Tode frei macht. Die Liebe, die sich selbst für eure Sünde geopfert hat, das ist die Macht des Lebens, die durch die Schrecken des Todes und der Sünde euch zum Leben, zu dem wahrhaftigen Leben führt. Und deshalb habt ihr an Jesus einen Führer, auf den ihr euch verlassen könnt. Er allein kann euch den richtigen Weg geleiten. Er allein kann euch dazu helfen, daß ihr das Heil eurer Seele gewinnt.

II.

Solche Zuversicht aber ist für uns eine lebendige und gegenwärtige Gewißheit. Denn ob uns auch der Glaube an ihn aus seinem Tode erwächst, so ist er doch nun nicht im Tode geblieben. Er hat vielmehr gerade in seinem Tode sich als der Herr des Lebens erwiesen. Sein Sterben am Kreuz ist zwar ein gewaltiges und erschütterndes Dokument für die Macht des Todes in dieser Welt; denn weil der Tod auch an ihm, dem Gesalbten Gottes, seine Macht ausgeübt hat, so können wir nun nicht mehr daran zweifeln, daß alles Leben in dieser Welt unter den Fluch der Sünde gestellt ist und die Folge der Sünde tragen muß. Aber sein Sterben am Kreuz ist zugleich eine herrliche Offenbarung seiner Lebensmacht und von dieser Lebensmacht, die er am Kreuz offenbart hat, werden wir nun getragen allezeit. Und so dürfen wir es nun in unserem eigenen Leben erfahren, daß er auch heute noch sein Hirtenamt übt und daß wir auch heute noch als die Schafe seiner Herde unter seiner Obhut stehen. Die Liebe, welche er in seinem Tode uns bewiesen hat, ist in unserem Leben eine gegenwärtige Macht. In der persönlichen Gemeinschaft, die wir mit ihm haben, ist uns die Gewähr dafür gegeben, daß wir in Wahrheit sein Eigentum geworden sind und daß er nicht bloß einmal nach uns seine Hände ausgestreckt hat, sondern daß er auch heute noch mit seiner Liebe uns trägt und umfängt. Und von solcher bleibenden Gemeinschaft mit ihm hat nun auch der Herr selbst in dem verlesenen Schriftwort gesprochen und er hat in dieser bleibenden Gemeinschaft mit ihm das Zeugnis gesehen, daß er der gute Hirte sei. „Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen." Dies Wort unseres Herrn ist freilich zuerst für uns ein sehr ernstes Wort. Je mehr wir uns selbst kennen, umsomehr kann es uns erschrecken, wenn

Jesus sagt: „Ich erkenne die Meinen." Wenn der Blick seiner Augen wirklich eindringt in das Innere unseres Herzens, soll das denn in der Tat für uns ein Trost sein? Ist denn nicht in unserem Herzen so vieles, was besser verborgen bleibt? so vieles, was ein anderer nicht sehen darf? so vieles, was wir am liebsten auch uns selber verbergen möchten? Und nun soll das doch alles vor Jesu Augen offen liegen? Er soll es wissen, wie es in unserem Herzen aussieht, wie da so viele böse Gedanken und Wünsche sich breit machen und wie die Macht der Sünde an uns ihre Herrschaft übt? Solche Enthüllung unseres innersten Lebens kann doch niemand wünschen und das ist denn auch der Grund, weshalb so viele von der Gemeinschaft mit Jesus nichts wissen wollen. Sie verwehren ihm den Zugang zu ihren Herzen, weil sie sich vor ihm schämen. Sie wollen nichts von ihm wissen, weil sie von ihm das Urteil über ihre Sünde nicht hören wollen. Aber wer so gegen die Gemeinschaft mit ihm sich sträubt, der hat es nicht verstanden, was Jesus von uns will. Denn wenn Jesus uns zu sich ruft, so tut er es nicht, um unser Richter zu sein, sondern weil er der gute Hirte seiner Schafe ist. Er hat doch nicht umsonst darauf hingewiesen, daß die Gemeinschaft, die ihn mit den Seinen verbindet, der Gemeinschaft gleicht, in der er mit seinem Vater steht: „wie mich mein Vater kennet und ich kenne den Vater." Die Gemeinschaft aber, in der er mit dem Vater steht, das ist eine völlige Gemeinschaft. Da ist nichts Trennendes, sondern die innigste Verbundenheit. Und so soll auch zwischen ihm und den Seinen völlige Gemeinschaft sein. Der Abstand, den unsere Sünde zwischen ihm und uns aufrichtet, soll uns nicht von ihm trennen, sondern er will diesen Abstand überwinden. Wir sollen trotz unserer Sünde bei ihm bleiben und er will uns dazu helfen, daß die Sünde immer mehr ihre Macht über uns verliere. Wenn wir um unserer Sünde willen ihn fürchten, dann haben wir ihn noch nicht erkannt. Wenn wir in ihm

bloß den Richter sehen, dann hätten wir an Moses genug. Aber er ist mehr als Moses und das Evangelium ist mehr als das Gesetz. Denn ob er auch unsere Sünde straft, so bleibt uns doch seine Liebe. Ob wir uns auch vor ihm schämen müssen, so bleibt er doch unser Freund. Ob wir auch uns verirren und an den Abgrund des Verderbens geraten, so streckt er doch seine Hand nach uns aus, um uns als sein Eigentum zu behalten und uns vom Verderben zu erretten. Und das ist nun eine Erfahrung, welche wir immer wieder aufs neue machen dürfen. Wenn die Stunden der Anfechtung an uns herantreten, dann erhebt er seine Stimme und warnt uns und lockt uns, damit wir in der Gefahr nicht verloren gehen. Wenn der Wolf in die Hürde einbricht und die Sünde nach uns ihre Arme ausstreckt, dann tritt er vor uns hin und wehrt die Angriffe des Bösen ab. Wenn wir müde werden auf unserem Wege und die Kräfte erlahmen wollen, dann tröstet er uns mit seinem Zuspruch. Wenn die Furcht vor dem Tode und der Schrecken der Vergänglichkeit uns ergreift, dann gibt er uns Mut und Kraft. In allen Nöten unseres Lebens ist er uns treu zur Seite und in allen Stunden der Trübsal richtet er uns immer wieder auf. Und das ist nun nicht blos eine Behauptung von heute oder von gestern, sondern das ist eine Erfahrung, welche durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch ungezählte Menschenherzen immer aufs neue gemacht haben. Wer wollte im Angesicht der Wolke von Zeugen an der Wirklichkeit seiner Hülfe und seines Beistandes zweifeln? Sollte es wirklich nur ein Traum sein, daß zu allen Zeiten und in allen Völkern und in allen Stunden immer wieder die Menschenherzen bei ihm Trost und Erquickung gefunden und immer wieder zu ihm als dem guten Hirten ihrer Seelen sich bekannt haben? Sollte das Bekenntnis zu ihm als dem lebendigen Führer zur Wahrheit, wie es auch heute noch aus dem Glauben geboren wird und neuen Glauben erzeugt, wirklich nur eine Täuschung sein?

Wenn das der Fall wäre, dann gäbe es überhaupt nichts in der Welt, was wir für wirklich und für wahr halten könnten, dann müßten wir auch an dieser sichtbaren und greifbaren Welt, wie sie vor unseren Sinnen liegt, zweifeln. Aber auch gegenüber solchem Bankerott des Zweifels heben wir nur um so zuversichtlicher unsere Augen und Herzen zu ihm empor; denn wir wissen es, daß er unser Herr und unser Hirte ist. Das Höchste und Beste, was wir in unserem Leben besitzen, wir haben es von ihm, und die Kraft, die uns fähig macht, dies Leben mit freudigem Mute zu führen, sie kommt ganz allein aus der Gemeinschaft mit ihm. Mag immerhin denen, die ihn noch nicht kennen, unser Glaube ein Rätsel sein: wir kennen ihn und darum glauben wir an ihn und darum ist unser Leben so reich und unser Herz so voll von Trost und Zuversicht.

Das ist die Losung, die unser Herr für das neue Semester uns gibt. Wollt ihr einen Führer haben, der euch zur Wahrheit und zum Leben führt, so haltet euch an den guten Hirten, der sein Leben gelassen hat für seine Schafe und der uns damit die Bürgschaft gegeben hat, daß er unsere Seelen vor dem Verderben erretten will. Wenn ihr ihn zu eurem Führer wählt, dann habt ihr einen Führer, auf den ihr euch verlassen könnt und der euch nicht im Stich lassen wird. Und wenn ihr ihn zu eurem Führer wählt, dann werdet ihr in der Gemeinschaft mit ihm die selige Erfahrung machen, daß bei ihm allein der feste Grund unseres Lebens und der Friede für unsere Herzen zu finden ist.

10.

Joh. 16, 5—15.

Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat, und niemand unter euch fragt mich: Wo gehest Du hin? Sondern dieweil ich solches zu euch geredet habe, ist euer Herz voll Trauerns geworden. Aber ich sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden. Und wenn derselbe kommt, der wird die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht: um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich; um die Gerechtigkeit aber, daß ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet; um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Derselbe wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein. Darum habe ich gesagt: er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen.

Es gibt wohl kaum etwas, was dem modernen Menschen so fremdartig klingt, wie die Predigt vom heiligen Geist. Der moderne Mensch weiß damit nichts anzufangen. Wenn wir von Gott reden, dann spricht zwar auch der natürliche Mensch in seiner Torheit: es gibt keinen Gott; aber er weiß

doch, was wir meinen, wenn wir Gottes Ehre und Herrlichkeit verkündigen. Und wenn von Jesus die Rede ist, dann will zwar wiederum der natürliche Mensch von dem Anspruch, den Jesus an unser Leben stellt, nichts wissen; aber er weiß doch, was wir meinen, wenn wir Jesus unseren Herrn und Heiland nennen. Aber was ist nun eigentlich der heilige Geist? was meinen wir denn nun eigentlich, wenn wir von dem Wirken des heiligen Geistes reden? was soll man sich dabei denken, wenn wir neben den Vater und den Sohn den heiligen Geist stellen und ihm die gleiche Ehre und die gleiche Anbetung zuteil werden lassen wie dem Vater und dem Sohn? Das ist eine Frage, auf die wir als Christen doch eine Antwort haben müssen. Das ist eine Frage, die wir ganz besonders in dieser Zeit uns vorzulegen Anlaß haben. Denn wir gehen nun schon wieder der Pfingstzeit entgegen und unsere Gedanken lenken sich schon von dem Auferstandenen hin zu dem Bilde des erhöhten und verklärten Christus, der die Verheißung des heiligen Geistes vom Vater empfangen hat und am Tage der Pfingsten denselben heiligen Geist hat ausgehen lassen auf seine Gemeinde. Und da will uns nun unser heutiger Text eine Antwort auf unsere Frage geben. Denn in den verlesenen Worten schildert Jesus seinen Jüngern das Wirken des heiligen Geistes, damit sie dereinst, wenn er selbst nicht mehr bei ihnen sein wird, das Wirken des heiligen Geistes erkennen können. Und er tut das, indem er weissagend hinweist auf die doppelte Aufgabe, welche der heilige Geist erfüllen wird. Und dies doppelte Amt des heiligen Geistes besteht darin, daß er die Welt straft und daß er in den Seinen den Herrn Christus verklärt. Und so wollen wir nun an dem heutigen Sonntag diese Worte unseres Herrn zum Gegenstand unserer Betrachtung machen und wollen miteinander reden von dem zwiefachen Amt des heiligen Geistes: wie er zum ersten die Welt straft und wie er zum anderen den Herrn in den Seinen verklärt.

I.

Er straft die Welt. Das Wirken des heiligen Geistes ist also nicht blos ein Geschehen in den Herzen der Gläubigen, sondern es geht die Welt an und richtet sich auf die Welt. Nicht also ist das schon der heilige Geist, daß wir uns fromme Gedanken machen und daß heilige Empfindungen und Entschlüsse unser Herz bewegen. Obwohl der heilige Geist in unserem Herzen solche Regungen erwecken will, so sind das doch immer nur Regungen unseres Herzens. Aber auch Heiden und Juden haben fromme Empfindungen und heilige Gedanken, und wenn sie dennoch den heiligen Geist nicht haben, so muß wohl der heilige Geist etwas anderes sein als diese Vorgänge in unserem Herzen. In der Gemeinde Jesu Christi hat es allerdings zu allen Zeiten Leute gegeben, die ihre eigene Frömmigkeit mit dem Leben des heiligen Geistes verwechselt haben: sie bilden sich ein, daß sie den heiligen Geist haben, weil sie es mit der Heiligung ihres Lebens ernst nehmen und weil sie entschlossen sind, einen frommen Wandel zu führen. Aber unser Herr hat es bezeugt, daß das Wirken des heiligen Geistes sich nicht auf die Herzen der Gläubigen beschränkt, daß es vielmehr zuerst der Welt gilt. Er wird die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht, oder — wie es genauer heißt — er wird die Welt überführen, er wird der Welt ein Zeugnis geben über die Sünde, über die Gerechtigkeit und das Gericht. Denn das ist das Wirken des heiligen Geistes, daß in der Gemeinde Jesu Christi die Vergebung der Sünden gepredigt wird. Das ist die Botschaft, die überall in der Gemeinde Jesu Christi laut wird, daß die Sünde vergeben werden muß und daß sie denen vergeben wird, die an den Namen des Herrn glauben. Überall da ist der heilige Geist, wo die Gnadenmittel des Wortes und der Sakramente gebraucht werden; aber das ist

der Sinn und die Bedeutung der Gnadenmittel, daß in ihnen der heilige Gott an jeden Einzelnen von uns herantritt, um trotz unserer Sünde durch Christus uns in seine Gemeinschaft aufzunehmen. Die Gemeinde Jesu Christi ist nicht wie irgend ein menschlicher Verein, der aus den gemeinsamen Interessen der Menschen erwachsen ist. Die Gemeinde Jesu Christi ist vielmehr immer nur da vorhanden, wo der heilige Gott in persönlicher Anrede an den Einzelnen sich wendet und ihm bezeugt, daß seine Sünde vergeben werden muß und daß sie um Christi willen ihm vergeben werden soll. Wo aber solches Zeugnis laut wird, da haben wir es in der Tat mit dem Wirken des heiligen Geistes zu tun. Oder ist es etwa eine Erfindung der menschlichen Vernunft, daß wir die Vergebung unserer Sünde brauchen? Wird nicht der natürliche Mensch immer zu Entschuldigungen und Ausreden greifen, wenn es sich um seine Sünde handelt? Wenn wir es eingestehen, daß unsere Sünde vergeben werden muß, so sagen wir damit, daß wir um unserer Sünde willen es verdient haben, gerichtet und verdammt zu werden, — wie aber sollte wohl unsere Eigenliebe und der Stolz unseres Herzens zu solcher Verurteilung sich bereit finden? Und ebenso kann es doch auch nicht eine Erfindung der menschlichen Vernunft sein, daß wir um Christi willen die Vergebung unserer Sünde gewinnen. Es bleibt vielmehr eine der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, daß diese größte Gabe, die Gott überhaupt je den Menschen angeboten hat, zu allen Zeiten auf Zweifel und Widerspruch gestoßen ist. Unsere Augen sind so stumpf, daß wir die Herrlichkeit des Gottessohnes nicht zu erkennen vermögen, und unsere Kräfte sind so schwach, daß wir den Weg zum Heil, den er uns führen will, nicht zu gehen vermögen. Und deshalb kann es auch nicht ein menschliches Werk sein, wenn die Vergebung der Sünden um Christi willen gepredigt wird, sondern es ist Gottes Werk, ein Werk, das nicht aus dem Willen eines Menschen oder aus

der Vernunft eines Menschen stammt, sondern aus Gottes Willen und aus Gottes Vernunft. Und so haben wir in der Predigt von der Sündenvergebung das Wirken des heiligen Geistes. Es sind nicht die schwankenden Stimmungen unseres Herzens oder die wechselnden Erfahrungen unseres inneren Lebens die Bürgschaft unseres Glaubens an den heiligen Geist; sondern das, was wir meinen, wenn wir von dem Wirken des heiligen Geistes reden, das ist das Werk, welches Gott in der Gemeinde Jesu Christi treibt, indem er immer aufs neue wieder die Vergebung der Sünde um Christi willen predigen läßt. Und indem er das tut, hat er nun ein öffentliches Zeugnis aufgerichtet, daß die ganze Welt unter der Sünde steht. Denn weil nur durch Christus die Sünde vergeben werden kann, so bleiben alle die, welche nicht an ihn glauben, in der Sünde. Es gibt keine Sünde, die uns endgiltig von Gott trennen kann, außer der Sünde, daß wir an Christus nicht glauben. Gott hat in dem Opfer seines Sohnes ein Mittel gefunden, welches alle Sünde — und wenn sie auch noch so groß ist — tilgen kann; aber wer nun von der Hülfe Gottes nichts wissen will und die rettende Hand von sich stößt, der macht die Sünde zu dem, was sie nach Gottes Willen nicht sein soll: nämlich zu einer Macht des Verderbens, und richtet eine unüberwindliche Schranke auf zwischen sich selbst und Gott. Und das ist nun das erste Zeugnis des heiligen Geistes, daß er den Unglauben als die letzte Sünde und als den Weg zum Verderben erkennen läßt. Wir wissen zwar auch ohne den heiligen Geist, was Sünde ist; denn die Stimme unseres Gewissens sagt es uns deutlich genug. Aber unser Gewissen zeigt uns doch immer nur die Sünde, die vergeben werden kann; das Zeugnis des heiligen Geistes dagegen zeigt uns die Sünde, die nicht vergeben werden kann. Und so richtet nun der heilige Geist eine Scheidewand auf zwischen der Welt und der Gemeinde Jesu Christi. Er bezeugt es, daß die Welt unter der Sünde steht und in der Sünde bleibt,

weil sie den Glauben nicht hat. Aber er bezeugt damit zugleich auch, daß das Heil nur in der Gemeinde Jesu Christi zu finden ist und daß kein anderer Weg zur Gerechtigkeit gegeben ist als allein der Glaube an Christus. Und das ist nun das zweite Zeichen, an dem wir das Wirken des heiligen Geistes erkennen können. Indem er immer wieder die Sündenvergebung knüpft an den Namen Jesu Christi, bezeugt er es, daß der bleibende Grund der Gerechtigkeit immer nur Jesus ist. Unser Herr und Heiland hat uns nicht bloß in seinem irdischen Leben gezeigt, was Gerechtigkeit ist. Er hat nicht bloß für eine kurze Zeit ein Leben des Gehorsams und der Gottesliebe uns vorgelebt, damit wir nun in ihm ein unerreichbares Ideal der Gerechtigkeit hätten. Die Quelle seines Gehorsams und seiner Gottesliebe, das war vielmehr die Gemeinschaft, in der er mit dem Vater stand, und diese Gemeinschaft, in der er mit dem Vater stand, das war eine völlige Gemeinschaft, und deshalb hat sie auch durch seinen Tod nicht aufgehoben werden können, und deshalb ist auch heute noch der Weg, auf dem wir zur Gemeinschaft mit Gott gelangen, der Glaube an ihn. Indem also der heilige Geist immer wieder den Glauben an Christus als den Weg zur Gemeinschaft mit Gott anbietet, bezeugt er es immer aufs neue, daß die Gemeinschaft des Sohnes mit dem Vater auch heute noch besteht. Der Tod Jesu hat nicht die Bedeutung gehabt, seiner Gerechtigkeit ein Ende zu bereiten. Der Tod Jesu hat vielmehr nur seinen Jüngern den Anblick seiner Gerechtigkeit entzogen. Aber das Zeugnis des heiligen Geistes, daß wir auch heute noch nur durch ihn zu Gott gelangen können, ist eine Bürgschaft dafür, daß er auch heute noch in der Gemeinschaft mit dem Vater lebt. Er ist nicht unter dem Gesetz der Vergänglichkeit geblieben, sondern er ist zum Vater gegangen. Aus den Schranken dieses irdischen Lebens ist er übergegangen in die ewige Herrlichkeit des Vaters; und so ist nun seine Gemeinschaft

mit Gott nicht mehr bloß die Quelle der Gerechtigkeit seiner eigenen Person, sondern die Quelle der Gerechtigkeit für alle die, welche an ihn glauben. Solches Zeugnis des heiligen Geistes läßt dann aber auch das Werk seines irdischen Lebens in anderem Lichte erscheinen. Die Welt hat freilich gemeint, den Sieg über ihn gewonnen zu haben. Sie hat ihn ausgestoßen, als er nach ihr seine Arme ausstreckte. Sie hat ihn zum Verbrecher gestempelt, als er sie den Weg zur Gerechtigkeit führen wollte. Sie hat seine Gerechtigkeit für Sünde geachtet und hat sich selbst der Gerechtigkeit gerühmt, als sie durch seine Verwerfung der Sünde sich unterwarf. Und sie hat auch gemeint, daß Gott selbst ihrem Urteil Recht gegeben habe, indem er es geschehen ließ, daß der, der für den Fürsten des Lebens sich ausgab, dem Tode verfiel. Aber trotzdem hat die Welt nicht Recht behalten. Gott hat ihr zwar den Triumph des Augenscheins gelassen; aber er bezeugt es nun durch den heiligen Geist, daß der Tod Jesu nicht ein Gericht über ihn, sondern ein Gericht über die Welt war. Denn als ob nichts geschehen wäre, so gilt auch heute noch der Ruf, den Jesus dereinst erhoben hat: sein Weheruf über die Sünde der Welt und sein Heilandsruf zur Errettung der Welt. Ja vielmehr, es ist nun ein unwidersprechliches Zeugnis geworden, daß der Unglaube an ihn die eigentliche Sünde ist und daß die Gemeinschaft mit ihm der einzige Weg zur Gerechtigkeit ist. Denn ob auch die Welt die Macht gehabt hat, den irdischen Leib des Herrn zu töten, so hat sie doch nicht die Macht, seinen geistlichen Leib zu zerbrechen. Die Gemeinde des Herrn behält für alle Zeiten den Sieg. Und ob auch immer aufs neue die Welt den Kampf wieder aufnimmt, so bleibt es doch dabei, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Der ewige Gottesgeist wird immer aufs neue wieder das Zeugnis aufrichten und er wird es immer aufs neue wieder der Welt bezeugen, daß der Unglaube allein die Sünde ist und daß Christus allein

die Gerechtigkeit ist und daß deshalb die Welt, die von Christus nichts wissen will, dem Gericht und dem Verderben überantwortet ist.

II.

Das also ist das Wirken des heiligen Geistes, daß er solches Zeugnis aufrichtet gegenüber der Welt. Aber das Wirken des heiligen Geistes besteht dann zugleich auch darin, daß er den Herrn in den Seinen verklärt. Und das ist nun das innerliche Zeugnis des heiligen Geistes. „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch zum völligen Besitz der Wahrheit führen." Als die Jünger mit dem Herrn in seinem irdischen Leben zusammen waren, da haben sie es ihm auf sein Wort hin geglaubt, daß ihnen um seinetwillen ihre Sünden vergeben werden sollen. Aber es wird uns doch nirgends berichtet, daß sie auch selbst der gleichen Vollmacht sich bewußt gewesen wären. Aber als dann der Tag der Pfingsten gekommen ist, da haben sie mit einem Mal den Mut gefunden, an seine Stelle zu treten und die unerhörte Botschaft des Herrn, die den Pharisäern und Schriftgelehrten als eine Lästerung Gottes galt, auch ihrerseits zu verkündigen. Was selbst in dem Munde Jesu der Rechtfertigung bedurfte, das haben sie als ihre Vollmacht anzusehen gewagt. Sie haben zu solcher Verkündigung zwar nicht wie der Herr in der eigenen Sündlosigkeit den Rechtsgrund gefunden; aber sie haben trotz des Bewußtseins der eigenen Sünde das Amt der Sündenvergebung geübt, sie haben trotz der eigenen Sünde als Gottes Stellvertreter den bußfertigen Herzen die Gnade ihres Gottes zugesprochen. Und das ist dann in der Gemeinde Jesu Christi so geblieben bis auf den heutigen Tag. Es kann niemand den Jüngern Jesu vorwerfen, daß sie es mit der Sünde leicht nehmen. Im Gegenteil: von der Schuld der Sünde und von der Macht der Sünde wird nirgends so viel und

so ernst gesprochen wie gerade in der Gemeinde Jesu Christi. Aber trotzdem haben wir die Gewißheit, daß uns das Recht gegeben ist, denen, die an Christus glauben, die tröstliche Botschaft zu bringen, daß Gott ihnen ihre Sünde vergeben will. Obgleich wir es wissen, daß wir selbst nur arme Sünder sind, haben wir doch die Gewißheit, daß Gott uns dazu berufen hat, den bekümmerten Herzen Frieden und den unruhigen Gewissen Trost zu bringen. Obgleich wir es wissen, daß wir selbst der Vergebung unserer Sünde bedürfen, haben wir doch die Gewißheit, daß wir zu Botschaftern bestellt sind an Christi Statt und das Wort von der Versöhnung predigen dürfen. Solche Zuversicht aber, woher haben wir sie denn? Sind es unsere eigenen Gedanken, wenn wir solche Predigt verkündigen? Haben wir in uns selbst die Bürgschaft solcher Vollmacht? Oder ist es nicht vielmehr ganz allein das Zeugnis des heiligen Geistes in unserem Herzen, was uns zu solcher Botschaft befähigt? Darin besteht das Wirken des heiligen Geistes, durch welches er Christus verklärt, daß er uns alle — nicht bloß die Prediger, sondern jeden einzelnen Christen — zu Nachfolgern Christi macht, indem er uns das Wort von der sündenvergebenden Gnade als eine Botschaft an unsere Brüder in den Mund gibt. Und solches Wirken des heiligen Geistes in uns hat in der Tat die Bedeutung, daß es Christus verklärt. Denn das, was wir reden, wenn wir im Namen des heiligen Geistes reden, es ist immer nur Christus, der gekreuzigte und auferstandene Christus. Wir haben gar keinen anderen Grund, auf den unser Glaube an die sündenvergebende Gnade Gottes sich stützen könnte, als allein Christus, den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Jesus hat es uns selbst gesagt: der heilige Geist „wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, — von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen.“ Wir reden deshalb auch nicht von neuen Offenbarungen und von neuen

Geheimnissen, sondern von der einen Offenbarung und von dem einen Geheimnis, nämlich vom Kreuz und von der Auferstehung Jesu Christi. Und wenn da Leute kommen, die sich auf den heiligen Geist berufen und euch eine neue Weisheit bringen wollen, dann sollt ihr ihnen nicht folgen. Denn der heilige Geist ist nur da, wo Christus verklärt und um Christi willen Vergebung der Sünde angeboten wird. Und wie sollte auch der heilige Geist eine neue Offenbarung von Gott uns bringen können? Wenn wirklich eine völlige Gemeinschaft zwischen dem Sohn und dem Vater besteht, dann haben wir in Christus alles, was Gott uns geben kann. Und was könnte es denn auch Größeres geben, als daß wir der sündenvergebenden Gnade Gottes gewiß sind? Fragt nur die Herzen, die es erfahren haben, was es heißt, unter dem Fluch der Sünde zu stehen, und was es heißt, von Gott Vergebung der Sünde zu erhalten, fragt sie nur, ob es etwas Größeres geben kann als das, was Christus uns gebracht hat. Nur der allerdings kann die Größe des Werkes Christi begreifen, dem der heilige Geist die Augen geöffnet hat für die Not seiner Sünde und dem der heilige Geist den Sinn geöffnet hat für die Gabe der göttlichen Gnade; aber wer durch die Hülfe des heiligen Geistes es begriffen hat, was Sünde und was Gnade ist, der versteht es dann auch, wenn Jesus sagt: „Alles, was der Vater hat, das ist mein." Jawohl, alles, was der Vater hat, das ist sein: Leben und Seligkeit, Friede und Freude, Freiheit und Gerechtigkeit, alles das sind Gaben des göttlichen Lebens und alles das gewinnen wir durch Christus, durch die Vergebung unserer Sünde um seinetwillen. Was aber brauchen wir weiter noch? Christus hat uns die Vergebung unserer Sünde gebracht und er hat damit zugleich uns die Gemeinschaft mit Gott erworben. Der heilige Geist aber bringt immer wieder diese Gabe Christi an den Einzelnen heran. Er richtet in jedem einzelnen Menschenherzen das Zeugnis auf, daß die Sünde des Menschen das Gericht ver-

dient hat, daß wir aber um Christi willen dem zukünftigen Zorn Gottes entgehen sollen und daß wir durch Christus an der vollkommenen Gemeinschaft teilhaben sollen, welche er mit dem Vater hat.

Und so ist das Wirken des heiligen Geistes nicht bloß ein Gericht über die Welt, sondern zugleich auch ein Wirken zum Heil für alle diejenigen, welche an Christus glauben. Und weil das so ist, so können wir es nun verstehen, weshalb Christus über die Traurigkeit seiner Jünger sich wundert. Er hat es ja gewußt, daß sie durch seinen Fortgang nichts verlieren, sondern nur gewinnen sollten. Wenn sie es nur erst erfahren, was der heilige Geist ihnen bringen wird, dann werden sie voll Freude und Jubel sein. Und deshalb soll nun auch unsere Herzen die Freude erfüllen. Denn wir haben die Erfüllung der Verheißung empfangen. In der Gemeinde Jesu Christi, da ist nun der heilige Geist wirksam, und wir können es immer aufs neue merken, wie groß die Gaben sind, welche er uns bringt. Und darum wollen wir fröhlich sein und ihm die Ehre geben, unserem Gott, dessen Gnade uns unsere Sünde vergibt, und dem Herrn Jesus Christus, der uns solche Gnade Gottes erworben hat, und dem heiligen Geist, der in der Gemeinde Jesu Christi zu der Gewißheit solcher Gnade uns führt.

11.

Lucas 15, 1—10.

Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er deren eins verliert, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er es finde? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie deren einen verliert, die nicht ein Licht anzünde und kehre das Haus und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Die beiden Gleichnisse, welche wir in unserem heutigen Text finden, machen auf den ersten Blick einen sehr überraschenden Eindruck. Denn es scheint doch, als ob Jesus sich hier rechtfertigen wolle gegenüber den Pharisäern. Sie machen ihm einen Vorwurf daraus, daß er die Sünder an-

nimmt und mit ihnen zu Tische sitzt, und gegenüber diesem Vorwurf sucht sich nun Jesus zu entschuldigen. Und dabei handelt es sich obendrein um das, was wir doch als einen besonderen Ruhm des Herrn anzusehen gewohnt sind. Denn daß Jesus die Sünder annimmt, das wollen wir doch zu allen Zeiten von ganzem Herzen ihm danken, das ist doch für uns alle der starke Grund unserer Hoffnung und der Trost, auf den wir uns verlassen. Aber trotzdem hat Jesus hier den Pharisäern Rede stehen müssen wegen seines Umganges mit den Sündern. Und er hat ihuen auch, wie es scheint, Recht gegeben in ihrem Urteil über die Zöllner und Sünder. Denn wenn er die Zöllner und Sünder mit dem verlorenen Schaf und mit dem verlorenen Groschen vergleicht, so hat er damit doch den Pharisäern zugestimmt, daß jene Leute ganz verlorene Menschen seien und daß sie, die Pharisäer, als die Gerechten sich unterscheiden dürfen von den Zöllnern und Sündern. Aber wie verträgt sich nun solche Rechtfertigung vor den Pharisäern mit dem Bilde unseres Herrn? wie ist es möglich, daß er wegen seiner Liebe zu den Sündern sich entschuldigt? wie ist es möglich, daß er in dem Urteil über die Zöllner und Sünder dem Hochmut der Pharisäer nicht widerspricht? Wenn wir mit solchen Fragen an die beiden Gleichnisse unseres heutigen Textes herantreten, dann können uns diese beiden Gleichnisse wohl den Anlaß zu großen Bedenken geben. Es geht uns mit ihnen dann so, wie es nach Jesu eigenem Zeugnis mit allen seinen Gleichnissen geht: daß sie nämlich dem unverständigen Sinne zum Ärgernis werden, obgleich sie doch von den Geheimnissen des Gottesreiches reden. Aber in Wirklichkeit liegt doch der Anlaß zum Ärgernis nicht in den Gleichnissen selbst, sondern in unserem Unverstand. Denn in Wirklichkeit hat Jesus gar nicht daran gedacht, vor den Pharisäern sich zu entschuldigen und ihnen Recht zu geben. Das ist vielmehr der Sinn dieser beiden Gleichnisse, daß er ihnen selbst das Urteil spricht. Indem

er ihnen zeigt, warum er den Zöllnern und Sündern nachgeht, will er ihnen zum Bewußtsein bringen, daß sie in der gleichen Lage sind wie die Zöllner und Sünder. Jesu Worte gelten immer dem, an den sie gerichtet sind. Und deshalb sollen die, welche die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen hören, dabei an sich selbst denken. Wenn die Pharisäer auch einen Unterschied machen zwischen den Sündern und den Gerechten, so gilt doch die barmherzige und suchende Liebe Jesu allen Menschen. Denn von allen Menschen gilt, daß sie dem verlorenen Schaf und dem verlorenen Groschen gleichen. Unser Herr und Heiland will in den verlesenen Gleichnissen den Pharisäern eine Bußpredigt halten, damit sie es begreifen, daß sie in der gleichen Lage sind wie die Zöllner und Sünder und daß sie deshalb keinen Grund zum Murren, sondern vielmehr einen Grund haben, dem Herrn zu danken für die Liebe, welche er den Sündern zuteil werden läßt.

I.

An dem Bilde des Hirten, der das verlorene Schaf sucht, will Jesus zuerst den Pharisäern die Verkehrtheit ihres Hochmuts deutlich machen. Sie bilden sich ein, Hirten des Volkes zu sein; aber sie wissen garnicht, was das zu bedeuten hat. Sie meinen, damit, daß sie als die Führer des Volkes auftreten, einen Vorzug vor den anderen Menschen gewonnen zu haben. Es ist das für sie ein Titel, auf den sie stolz sind und der sie aus der großen Masse der gewöhnlichen Menschen heraushebt. Sie machen es so, wie es zu allen Zeiten diejenigen machen, die als Führer der Menschen sich ausgeben, aber dabei nicht an die Not der Anderen, sondern an die eigene Ehre denken. Sie wollen wohl mit ihrer Weisheit und Überlegenheit vor den Leuten etwas gelten, aber sie begreifen es nicht, daß sie dazu berufen sind, den Anderen zu dienen. Aber Jesus zeigt ihnen nun an dem Bilde des Hirten,

der das verlorene Schaf sucht, daß es die Art des Hirten ist, nicht auf sich selbst, sondern auf die Schafe zu sehen. Der Hirte ist um der Herde willen da. Seine Augen sind auf die Schafe gerichtet und das Wohl der ihm anvertrauten Herde beschäftigt ihn Tag und Nacht. Und deshalb kann er es auch nicht ruhig mit ansehen, wenn nun eins von seinen Schafen sich verirrt. Weil er jedes einzelne seiner Schafe kennt, so sieht er nun die Lücke in der Herde und da ist es nun mit seiner Freude an der Herde vorbei. Die Sorge um das eine, das verloren ist, läßt ihn nicht wieder los; er macht sich auf, das verlorene zu suchen, und ruht nicht eher, als bis er es gefunden hat. Weiß doch der Hirte, daß die Gefahren, welche dem verirrten Schafe drohen, so groß sind: wenn es in der Wüste umherirrt, dann wird es schließlich von den wilden Tieren zerrissen werden oder es wird in den Abgrund stürzen und umkommen. Wie aber sollte nicht der Gedanke an die Not und die Leiden des verlorenen das Herz des Hirten rühren? und wie sollte nicht seine Freude groß sein, wenn es ihm nun gelingt, das verlorene zu retten und die drohenden Gefahren abzuwenden? Und so stellt nun der Herr in dem Gleichnis von dem Hirten, der das verlorene Schaf sucht, dem selbstgerechten Hochmut der Pharisäer die Barmherzigkeit seiner Liebe gegenüber. Denn das ist es, was ihn von den Pharisäern unterscheidet: die Pharisäer denken bei der Sünde des Anderen immer nur an den Abstand, der zwischen ihnen selbst und dem Anderen besteht; aber der Herr denkt, wenn er die Sünde sieht, an die Not und das Elend der Sünde. Die Pharisäer sehen in der Sünde immer nur einen Maßstab, an dem sie den Wert des Menschen messen; aber der Herr sieht in der Sünde das Verderben der Menschen, und den Weg zum Tode. Den Pharisäern ist aller Ungehorsam gegen Gottes Gebot nur ein Grund zur Verachtung des Anderen; aber der Herr erkennt es, wie die Sünde den Menschen so unglücklich macht, indem sie ihn um die Ge-

meinschaft mit Gott bringt und in die Einöde führt. Es ist freilich nicht wunderbar, daß die Pharisäer in solcher Weise über die Sünde der Anderen urteilen. Denn es ist immer die Art des natürlichen Menschen, daß er die Dinge in der Welt an sich selber mißt. Und deshalb ist es auch begreiflich, daß wir so sehr dazu neigen, die Sünde der Anderen uns zur Folie unserer eigenen Gerechtigkeit dienen zu lassen. Wir machen es allerdings wohl heute nicht mehr so wie die Pharisäer, daß wir uns auch äußerlich von den Sündern absondern und den Verkehr und die Berührung mit ihnen meiden. Aber man kann es doch merken an der Art, wie wir über unsere Mitmenschen urteilen, daß wir im Grunde unseres Herzens von der gleichen lieblosen Selbstgerechtigkeit erfüllt sind wie die Pharisäer. Oder ist es nicht so, daß der Tadel über die Anderen uns nur deshalb so leicht wird, weil wir ihn zugleich als ein Lob unser selbst empfinden? Wenn wir an die Unterhaltung denken, die wir im alltäglichen Verkehr mit unseren Mitmenschen führen, welch' große Rolle spielt da doch die Kritik, die wir an den Anderen üben. Ja, es ist für uns eine besondere Würze des Gesprächs, wenn wir von den Fehlern unseres Nächsten sprechen können, und man kann es oft genug sehen, wie das stockende Gespräch in Fluß gerät, sobald auf die Schwächen des Nächsten die Rede kommt. Aber woher kommt es denn, daß wir an solchem Gericht über den Anderen so große Freude haben? Woher kommt es denn, wenn nicht daher, daß jeder Fehler des Anderen uns an unsere eigene Vortrefflichkeit erinnert? Je abfälliger wir über den Anderen urteilen, um so besser stehen wir selbst da. Je mehr wir an ihm zu tadeln finden, um so größer ist das Wohlgefallen, das wir an uns selbst haben. Und so ist denn das Gesetz Gottes, welches uns zur Buße führen will, für uns zu einem Spiegel unserer eigenen Gerechtigkeit geworden und zu einem Mittel, welches unserer Selbstliebe dient. Wir sehen nicht die Not, in der der Andere sich befindet. Wir

merken es nicht, wie die Fehler, die wir ihm aufrechnen, ihm selbst schwer auf der Seele liegen. Wir wissen nichts von der barmherzigen Liebe, die die Last des Anderen sieht und bereit ist, ihm seine Last mittragen zu helfen. Wenn wir es uns immer klar machen würden, was eigentlich die Sünde zu bedeuten hat, wenn wir immer daran denken würden, daß alle Sünde den Menschen von Gott scheidet und daß die Sünde der Weg ist, der zum Verderben führt, dann würde uns wohl die Sünde des Anderen nicht den Anlaß zum Selbstruhm geben, dann würde doch vielleicht der Blick auf die Sünde des Anderen uns dazu treiben, daß wir ihm helfen und ihn zu retten suchen. Wenn auf einem gescheiterten Schiff zwei Menschen sich in die Masten gerettet haben, dann hat es wenig Sinn, wenn der Eine gegenüber dem Anderen sich rühmen wollte, daß es ihm gelungen sei, um ein klein wenig höher hinaufzuklettern; denn wenn die Rettungsstation nicht ihr Boot aussendet, dann wird er doch mit dem Anderen zu Grunde gehen. Aber wenn er seine Lage begriffen hat, dann werden ihm alle törichten Gedanken vergehen: die Größe der eigenen Not wird ihm dann die Augen öffnen für die Not des Anderen und er wird es dann verstehen, daß der Andere ebenso der Hülfe bedarf, wie er selbst nach Hülfe begehrt. Und so wird auch unsere Selbstgerechtigkeit verstummen, wenn wir durch den Blick auf die Sünde des Anderen an das Verderben der Sünde erinnert werden. Wir werden dann nicht mehr an dem Rettungswerk des Herrn Kritik üben. Wir werden dann nicht mehr ihm Vorwürfe machen, daß er nach den Verlorenen seine Hände ausstreckt. Sondern wir werden dann ihm dankbar sein für seine barmherzige Liebe, die kein Opfer scheut, wenn es gilt, das Verlorene zu retten. Wir werden dann mit ihm uns freuen über jeden Sünder, der gerettet wird; denn an jedem Sünder, der gerettet wird, haben wir die Bürgschaft unserer eigenen Rettung. Wenn wir es wissen, daß alle Sünde ein Weg zum Verderben ist, dann werden

wir auch die Liebe unseres Herrn verstehen können, der den Sünder nicht verachtet, sondern in seiner Barmherzigkeit ihn vom Verderben errettet.

II.

Aber der Herr hat sich dann nicht damit begnügt, dem Hochmut der Pharisäer entgegenzutreten mit dem Hinweis auf die Verlorenheit des Sünders, die das Mitgefühl der barmherzigen Liebe weckt. Er hat zugleich auch den Pharisäern gezeigt, daß sie in der Tat keinen Grund haben, von den Sündern sich zu unterscheiden. Und er hat das getan, indem er den Sünder mit dem verlorenen Schaf und mit dem verlorenen Groschen vergleicht. Wie das Schaf in der Wüste einsam umherirrt, so geht es dem Sünder. Denn die Sünde hat immer darin ihre Art, daß sie uns zu einsamen Menschen macht. Aus zwei Wurzeln nämlich wächst alle Sünde hervor: die eine Wurzel ist der Unglaube und die andere Wurzel ist die Selbstsucht. Der Unglaube trennt uns von Gott und die Selbstsucht richtet eine Schranke auf, die uns von unseren Mitmenschen scheidet. Und so lebt der Sünder in der Tat in der Einsamkeit der Wüste: so weit der Blick seines Auges reicht, sieht er immer nur sich selbst. Wie sein Eigenwille ihm zum Führer ward, so wird immer mehr auch sein eigenes Ich zum Inhalt seines ganzen Lebens. Gottes Weisheit aber hat es so eingerichtet, daß die Sünde, indem sie den Menschen so in die Einöde führt, damit zugleich sich selber straft. Denn das ist die Strafe für unsere Sünde, daß wir, je mehr wir uns selbst zum Mittelpunkt der Welt machen, umsomehr auch das Verständnis für die Anderen und die Gemeinschaft mit den Anderen verlieren. Wer sich daran gewöhnt hat, immer nur an sich selbst zu denken, der verliert immer mehr die Fähigkeit, an der Freude des Anderen teilzunehmen. Wer sich daran gewöhnt hat, immer nur seinen

Eigenwillen durchzusetzen, der verliert immer mehr die Fähigkeit, in Frieden und Eintracht mit seinen Mitmenschen zu leben. Wer immer nur an seinen eigenen Leistungen und an seiner eigenen Vollkommenheit Freude hat, der verliert immer mehr den Blick für die Gaben, die das Leben des Anderen reich machen. Wie mannigfaltig auch die Gestalten der Sünde sein mögen, so ist das doch immer das gemeinsame Merkmal aller Sünde, daß sie das Band zerreißt, welches die Menschen untereinander und mit Gott verbindet, und daß sie uns in der Einsamkeit unseres eigenen Ich um den Reichtum bringt, den wir in der Gemeinschaft mit Gott und den Menschen haben könnten. Und deshalb hat der Herr auch mit dem Bilde des verlorenen Schafes, das, von seiner Herde getrennt, in der Wüste umherirrt, das Leben des Sünders verglichen. Und er hat gerade dies Bild des verlorenen Schafes gewählt, damit nun auch die Pharisäer in diesem Bilde sich selbst erkennen. Denn auch die Pharisäer gehören zu den einsamen Menschen. Ja, sie sehen darin ihren besonderen Ruhm, daß sie einsame Menschen sind. Der Name des Pharisäers hat zu seiner Zeit ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt wie heute die Bezeichnung eines Menschen als eines aufgeklärten, modern gebildeten Menschen. Denn wie heute diese modernen Menschen um ihrer Bildung willen — und wenn es auch nur eine halbe Bildung ist — auf die Anderen mit Geringschätzung herabsehen, so haben auch die Pharisäer von ihren Volksgenossen sich abgesondert und etwas Besonderes sein wollen. Sie haben ebenso wie die modernen Übermenschen von der Zugehörigkeit zur Herde nichts wissen wollen. Aber sie haben es nicht begriffen, daß das von der Herde getrennte Schaf ein verlorenes Schaf ist. Sie haben nichts gemerkt von der Verarmung des inneren Lebens, die aus ihrer Selbstverherrlichung erwuchs. Sie haben es nicht begriffen, daß es eine Strafe für die Sünde ihrer Selbstgerechtigkeit war, daß sie nicht wie die Zöllner und Sünder auf die Worte des Heilands lauschen und durch-

ihn zu dem Frieden ihrer Seele sich führen lassen konnten. Und deshalb findet dann auch das zweite Gleichnis des Herrn Anwendung auf sie. Denn wenn der Herr in dem zweiten Gleichnis von dem verlorenen Groschen spricht, so hat er damit sagen wollen, daß die einsamen Menschen auch für das Gottesreich verloren sind. Denn der Groschen, den das Weib verloren hat, er mag immerhin vollwertig sein und von seinem äußeren Glanz nichts eingebüßt haben, er ist trotzdem nutzlos geworden. Er erfüllt nun nicht mehr seinen Zweck. Das Weib kann nun mit ihm keine Güter mehr erwerben. Der verlorene Groschen kann nun nicht mehr dazu dienen, den Besitz vermehren zu helfen. Und genau ebenso verhält es sich auch mit denen, die durch ihre Sünde zu einsamen Menschen geworden sind. Denn was sollen wohl im Gottesreich die Menschen, die nur für sich selbst da sind? Jesus hat es uns gezeigt, daß das Leben in der Gemeinschaft des Gottesreiches nur von denen gewonnen werden kann, die sich selbst dahinzugeben imstande sind. Nicht sich selbst, sondern die Anderen suchen, nicht sich selbst, sondern den Anderen dienen, das ist das Gesetz, das im Gottesreich gilt. Wie aber sollen wohl die Sünder diesem Gesetz gehorchen können? Wie sollen wir wohl imstande sein, andere für das Gottesreich zu gewinnen, wenn wir nichts Höheres kennen als unser eigenes Ich und wenn unser eigenes Leben sich nicht über den engen Kreis auszudehnen vermag, den unser kleines Ich umspannt? Wenn die Ausbreitung des Gottesreiches auch heute noch so langsam vorwärts geht und wenn wir darüber zu klagen haben, daß so viele sich für das Gottesreich nicht gewinnen lassen, woher kommt es denn wenn nicht daher, daß diejenigen, die zum Dienst des Gottesreiches berufen sind, so oft dem verlorenen Groschen gleichen? Es gibt so viele, die ebenso wie die Pharisäer an dem eigenen Glanz sich genügen lassen und es nicht begreifen, daß nur der hingebende Dienst der werbenden Liebe uns zu brauchbaren Gliedern des Gottes-

reiches macht. Aber Jesus hat es den Pharisäern im Gleichnis deutlich gesagt. Gerade die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, macht sie unfähig zum Dienst im Gottesreich. Indem sie sich absondern von den Sündern, denen sie helfen könnten, werden sie selbst zum verlorenen Groschen, der zu nichts mehr nütze ist. Indem sie in liebloser Selbstgerechtigkeit die Anderen verachten, nehmen sie sich selbst die Möglichkeit, die Liebe des Herrn zu verstehen, der mit unermüdlichem Eifer das Verlorene sucht und keine größere Freude kennt als die Freude über die Rettung des Verlorenen.

Und so ist das nun der Sinn unserer Gleichnisse. Gegenüber dem selbstgerechten Hochmut der Pharisäer zeigt der Herr zuerst, daß die Verlorenheit des Sünders seine barmherzige Liebe rechtfertigt, und sodann, daß auch die Pharisäer diese barmherzige Liebe brauchen können, da auch sie — gerade in ihrem Hochmut — verlorene Sünder sind. Sie halten sich zwar für die Gerechten und verachten die Sünder. Aber der Herr wendet einen anderen Maßstab an als sie. Er freut sich über die Sünder, denn sie kommen zu ihm und hören auf ihn und zeigen damit, daß sie bereit sind, Buße zu tun. Die selbstgerechten und hochmütigen Menschen aber weist er von sich: weil sie der Buße nicht bedürfen, so kann er ihnen auch nicht helfen. Sie sind zwar auch verloren, aber weil sie es nicht sehen wollen, so kann ihnen auch die suchende Liebe des Herrn nichts nützen. Sie gleichen dem verlorenen Schaf, das in der Wüste umkommt, und dem verlorenen Groschen, der trotz alles Suchens verloren bleibt.

12.

Lucas 5, 1—11.

Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er stand am See Genezareth und sahe zwei Schiffe am See stehen — die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze —, trat er in der Schiffe eines, welches Simons war und bat ihn, daß er es ein wenig vom Lande führte. Und er setzte sich und lehrete das Volk aus dem Schiff. Und als er hatte aufgehöret zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut. Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das taten, beschlossen sie eine große Menge Fische und ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gesellen, die im anderen Schiff waren, daß sie kämen und hülfen ihnen ziehen. Und sie kamen und füllten beide Schiffe voll, also daß sie sanken. Da das Simon Petrus sahe, fiel er Jesu zu den Knieen und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! ich bin ein sündiger Mensch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen und alle, die mit ihm waren, über diesen Fischzug, den sie mit einander getan hatten; desselben gleichen auch Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gesellen. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach.

In der verlesenen Geschichte wird uns von der Bekehrung des Petrus erzählt. Wenn man an den Einfluß denkt, den der Name dieses Mannes auf die Geschichte der Welt aus-

geübt hat, dann wird man wohl sagen müssen, daß es sich bei der Bekehrung des Petrus um ein weltgeschichtliches Ereignis handelt. Unser Herr hätte allerdings auch ohne dies Werkzeug seine Gemeinde bauen können; aber wenn wir auf den Weg sehen, den er tatsächlich gegangen ist, dann liegt es vor unseren Augen, wie groß die Einwirkung ist, die dieser Jünger des Herrn auf die Geschichte der christlichen Gemeinde ausgeübt hat. Unter den großen Kirchen der Christenheit beruft noch heute die eine sich auf seinen Namen, um mit dem Hinweis auf den Apostelfürsten ihre besonderen Ansprüche zu rechtfertigen. Und es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß sie dazu guten Grund hat. Denn wenn es die Art des Petrus war, mit leicht erregbarem Gefühl die Worte des Herrn in sich aufzunehmen und in leidenschaftlichem Eifer selbst das Schwert nicht zu scheuen, wer wollte darin nicht das Bild unserer Schwesterkirche erkennen? Und wenn trotz des Eifers Petrus imstande war, den Herrn zu verleugnen und vor der Menge des Volkes sein Bekenntnis zu verbergen, wer würde da nicht erinnert an die römische Kirche und an ihren weltlichen Sinn, dem die Ehre vor der Welt mehr wert zu seiu scheint als die Schmach des Kreuzes Christi? Das ist in der Tat ein enges Band der Gemeinschaft zwischen der Kirche Roms und dem Apostel Petrus, daß die natürliche Art seines Temperaments dieser Kirche ihr besonderes Gepräge gegeben hat. Aber noch weit größer als dieser Einfluß seines natürlichen Wesens ist dann doch die Bedeutung, welche seine Bekehrung für die Geschichte des Christentums gewonnen hat. Denn bei dem Erlebnis, von dem unser Text uns erzählt, handelt es sich nicht um ein zufälliges Ereignis, das in der natürlichen Eigenart des Petrus seinen Grund hatte, sondern um eine Erfahrung, die nachher bei allen Christen sich wiederholt hat und die auch heute noch bei allen denen sich wiederholt, die zu Jüngern des Herrn berufen sind. Die Bekehrung des Petrus hat eine vorbild-

liche Bedeutung für alle Christen. Der Vorgang, von dem unser Text uns erzählt, spielt sich immer wieder ab bei denen, die den Weg zum Gottesreich finden. Und deshalb können wir auch an dieser Erzählung von der Bekehrung des Petrus es lernen, unser eigenes Leben zu prüfen: ob wir ein Recht haben, uns als Jünger Jesu anzusehen, das hängt davon ab, ob wir auch in unserem eigenen Leben die Erfahrungen aufzuweisen haben, die Petrus bei jenem Fischzug gemacht hat. Ob die Bekehrung des Petrus auch für uns die Bedeutung hat, daß wir durch sie erinnert werden an das Schicksal unseres eigenen Lebens, das hängt davon ab, ob wir etwas wissen von dem Bekenntnis des Petrus und von dem Auftrag, den der Herr dem Petrus gibt.

I.

Wenn wir den äußeren Gang der Ereignisse verfolgen, von denen unsere Geschichte uns erzählt, so ist zunächst das Besondere an unserer Erzählung dies, daß der Herr wie von ungefähr sein Heilandswerk an Petrus beginnt. Als er am Ufer des Sees von der Volksmenge umdrängt wird, da sieht er die Fischerboote da liegen. Und da steigt er nun in eins der Schiffe, um vom Wasser aus besser den Blick über die Scharen gleiten zu lassen und um seiner Rede den Nachdruck zu geben, den der Blick in das Auge des Hörers ihr verleiht. Daß gerade Petrus der Eigentümer des Bootes war, was war daran auffallend? Es war doch nur ein Zeichen seiner gutmütigen Art, daß er die notwendige Arbeit seines Berufs bei Seite ließ und der erbetenen Gefälligkeit sich nicht entzog. Es war — menschlich geredet — lauter Zufälligkeit, daß er nun zu den Füßen des Herrn saß und aus unmittelbarer Nähe die Worte des Herrn hörte. Was der Herr da für Worte gesprochen hat, das wissen wir allerdings nicht. Aber es müssen gewaltige, tief dringende Worte gewesen sein. Denn

als der Herr seine Rede beendet hat und nun dem Petrus den wunderlichen Auftrag gibt, auf die Höhe zu fahren und das Netz zum Fischfang auszuwerfen, da gehorcht Petrus ohne Zögern. Es ist zwar eine Zumutung, die der Herr an ihn stellt; hat doch die Arbeit der Nacht ihn müde gemacht, und ist doch die Aussicht auf Erfolg nach der erfolglosen Nacht nicht groß. Aber trotzdem tut er, was der Herr ihm gesagt hat: „Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen." Und da kommt nun der wunderbare Fang. Zu dem machtvollen Wort gesellt sich die machtvolle Tat des Herrn. Und da fällt es mit einem Mal dem Petrus wie Schuppen von den Augen. Es wird ihm mit einem Mal klar, daß das nicht bloß ein gottbegnadeter Prophet ist, den er da in sein Boot aufgenommen hat. Denn er hat nicht bloß Worte des ewigen Lebens, sondern er hat auch die Macht, das Geschehen in der Welt nach seinem Willen zu leiten und die Ordnung der Dinge so zu gestalten, daß sie seiner Absicht gehorchen. Und deshalb erschrickt nun Petrus und fällt auf die Knie und spricht zu Jesus: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch." Er hat in der Person Jesu die heilige Majestät Gottes erkannt und vor der heiligen Majestät Gottes muß der Mensch sein Angesicht verhüllen. Und so zeigt uns nun unsere Erzählung, wie der Herr aus einem kleinen Zufall ein Ereignis für die Ewigkeit macht. Er tritt an den Menschen heran in dem Gewande des Alltags. Es ist irgend ein Zufall, der uns in seine Nähe führt. Wie er durch die Länder zieht und überall seine Predigt laut werden läßt, so treffen nun seine Worte auch unser Ohr. Und wir hören seine Rede und wundern uns wohl auch über die Weisheit seines Mundes und seine Worte klingen in unseren Herzen nach. Aber trotzdem macht solches Hören der Worte Jesu uns noch nicht zu seinen Jüngern. Es gibt zwar unter den Christen viele, deren inneres Leben nur von den Worten Jesu zehrt. Und es ist ja auch

etwas Großes, wenn seine Stimme uns zum vertrauten Führer durch das Leben wird und die Klarheit seines Geistes in das Dunkel unseres Erdenwandels hineinscheint. Aber es ist trotzdem doch nur ein halbes Geschenk, wenn wir von ihm nur seinen Rat und seine Weisheit nehmen. Es ist trotzdem doch nur ein unvollkommener Gewinn, wenn wir mit Petrus es hören, wie er zum Volke redet, und wenn wir dann mit der Kunst unserer eigenen Gedanken die allgemeingültige Wahrheit seiner Worte entdecken. Zur vollen Erkenntnis seiner Herrlichkeit gelangen wir doch erst dann, wenn nun die Rede an das Volk verstummt und er mit uns hinausfährt auf die hohe See, um das Geheimnis seiner Person uns zu offenbaren. Daß er nicht bloß ein Lehrer der Weisheit ist, sondern daß er die Macht des lebendigen Gottes hat, das ist dem Petrus offenbar geworden durch das Wunder, das der Herr ihn erleben ließ. Daß er nicht bloß zu hohen Idealen uns führt, sondern daß in ihm der lebendige Gott uns entgegentritt, das wird auch uns offenbar, wenn er an uns persönlich sich wendet und von seinen Worten weg auf seine Person unsere Augen lenkt. Solche volle Offenbarung seines Wesens erlebt man freilich immer nur von Person zu Person. Und es ist deshalb auch begreiflich, daß es bei diesem Erlebnis nicht immer in derselben Weise zugeht wie bei dem Fischzug des Petrus. Dem Einen offenbart er seine Herrlichkeit in der Wundermacht seiner segnenden Hand und dem Anderen offenbart er seine Herrlichkeit in den Schmerzen des Leidens. Den Jüngern von Emmaus ist er auf der Landstraße begegnet und den klagenden Frauen hat er am offenen Grabe sich gezeigt. Aber wie immer auch die Gestalt sein möge, in der wir ihn erkennen, das ist doch die entscheidende Wendung in unserem Leben, daß wir seiner Gottesmacht und seiner Gottesherrlichkeit inne werden. Es kommt alles darauf an, daß wir es merken, wie in seiner Person Gottes heilige Majestät uns in den Weg tritt. Seine

Lehre und seine Worte sind gewiß die höchste Weisheit, die je in eines Menschen Herz gekommen ist. Aber ob auch seine Weisheit unser Leben verklärt und neue, große Ziele unserem Streben steckt, erst dann, wenn wir in ihm die Wirklichkeit des lebendigen Gottes erkannt haben, erst dann werden seine Worte für uns zum Schicksal unseres Lebens, erst dann kommt es in uns zu jenem Erschrecken und zu der Erschütterung unseres Herzens, von der das Bekenntnis des Petrus Zeugnis gibt. Wir hören wohl oft die Predigt des Evangeliums so an, als ob die Dinge, von denen da die Rede ist, in weiter Ferne von uns liegen. Der allmächtige Gott, der die Sünde straft und der die Sünde vergibt, der ist da oben im Himmel und wir gehen hier auf der Erde unseren Weg und lassen uns erzählen von ihm und machen uns allerlei Gedanken über ihn. Und es ist uns so, als ob das zwei verschiedene Welten wären, die Welt, in der Gott lebt, und die Welt, in der wir leben. Aber dann kommt plötzlich der Augenblick, in dem der Schleier von unseren Augen fällt. Und dann merken wir es, daß wir uns getäuscht haben. Und dann sehen wir es mit unseren eigenen Augen, daß der lebendige Gott nicht bloß ein Gedanke ist, den wir haben, daß er vielmehr unmittelbar vor uns steht, daß er seinen Blick auf uns richtet und seine Hand nach uns ausstreckt. Wir begreifen es, daß Gott wirklich da ist und daß wir in alle Ewigkeit nicht um ihn herumkommen. Wir begreifen es, daß sein Wille die Macht über unser Leben hat und daß vor seinem heiligen Angesicht all' der trügerische Schein unseres Lebens dahinfällt. Und wenn dann das Bekenntnis des Petrus auch auf unseren Lippen laut wird, dann haben wir die entscheidende Stunde erlebt, dann hat das Werk unseres Herrn auch an uns sein Ziel gefunden, dann wissen wir es aus eigener Erfahrung, wie man ein Jünger Jesu wird und den Weg der Bekehrung geht.

II.

Aber als nun Petrus vor dem Herrn seine Sünde bekennt, da antwortet ihm Jesus mit dem Auftrag, der ihn zum Apostel macht. „Fürchte Dich nicht; denn von nun an wirst Du Menschen fangen.“ Der Herr hat ihm nicht um deswillen seine Herrlichkeit offenbart, um ihn zu verderben, sondern um ihn zu einem Werkzeug des Segens zu machen. Im Angesicht des heiligen Gottes meint Petrus vergehen zu müssen. Es ist ihm so selbstverständlich, daß er um seiner Sünde willen von Gott nichts anderes zu erwarten hat als das Gericht. Aber der Herr richtet ihn auf mit tröstendem Zuspruch und spricht zu ihm das große Verheißungswort. Wie Petrus vor ihm niedersinkt in den Staub, da gibt ihm der große König den Feldherrnstab. Und so erfährt nun Petrus, wie wunderlich doch die Art des lebendigen Gottes ist. Er demütigt die Menschen, um sie groß zu machen. Er führt sie in die Tiefe, um ihnen den Weg zur Höhe zu zeigen. Er macht uns klein, wenn er uns brauchen will zu den großen Aufgaben seines Reiches. Wenn wir es mit Gott zu tun haben, dann geht es allerdings anders zu als in den Verhältnissen dieses irdischen Lebens: es ist eine ganz andere Perspektive, unter der Gott die Dinge sieht. In der Welt der natürlichen Dinge, da sind die Gegenstände am größten, die in unserer Nähe sind, und je weiter sie sich von uns entfernen, um so kleiner werden sie. Aber für Gott liegt die Sache umgekehrt: je näher wir an Gott herankommen, um so kleiner werden wir, und je kleiner wir werden, um so näher kommen wir an Gott heran. Und deshalb ist für Petrus die Stunde der Demütigung in Wirklichkeit eine Gnadenstunde: indem Gott ihm das Bekenntnis seiner Sünde auf die Lippen gibt, macht er ihn so reich, daß er nicht bloß für sich selbst den Segen gewinnt, sondern auch den Anderen

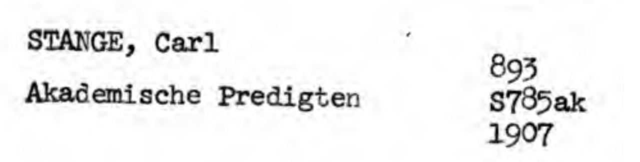
zum Segen wird. Dem natürlichen Menschen wird das Bekenntnis seiner Sünde so schwer, weil er alles preisgeben muß, was den Inhalt seines Lebens ausmacht: seinen Stolz und seinen Ehrgeiz, seinen Eigenwillen und seine Selbstsucht; aber für all' den scheinbaren Besitz, den er verliert, läßt Gott ihn einen lebendigen und wahrhaftigen Reichtum gewinnen, indem er ihn durch das Bekenntnis seiner Sünde geschickt macht zum Dienst im Gottesreich und ihm die Fähigkeit gibt, andere Seelen für Gott zu gewinnen. Denn es läßt sich ja nicht leugnen, daß allein das aufrichtige und demütige Bekenntnis unserer Sünde dem Zeugnis unseres Glaubens die Kraft gibt, daß es die Anderen zu Gott zu führen vermag. Wir mögen sonst uns viel Mühe geben, mit klugen Gedanken die Anderen von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen, wir mögen alle Kunst der Rede und allen Scharfsinn unseres Verstandes zu Hülfe rufen, es wird uns trotzdem nicht gelingen, den Anderen die Augen zu öffnen für die Herrlichkeit Gottes. Wir mögen noch so laut unsere Stimme erheben und noch so eifrig alle Mittel der Überredung in Anspruch nehmen, es werden trotzdem die Herzen unberührt bleiben. Denn die Herrlichkeit Gottes ist nicht bloß ein Gedanke, der in die Kette der Schlüsse und Folgerungen sich einfügt. Es kommt vielmehr alles darauf an, daß man die Erfahrung macht von der Wirklichkeit des lebendigen Gottes. Was für unsere eigene Bekehrung der entscheidende Grund ist, das ist auch für die Anderen der Weg zur Bekehrung. Und deshalb kann das Zeugnis unseres Glaubens nur dann für die Anderen zum Segen werden, wenn sie an unserem Zeugnis es merken, daß der lebendige Gott in unserem Leben als eine Macht der Wirklichkeit sich erwiesen hat, wenn sie an der Aufrichtigkeit und Demut unseres Bekenntnisses es erkennen, daß die Herrlichkeit Gottes größer ist als aller Trug des Scheins, mit dem unser Herz uns zu täuschen sucht. Für den Herrn war das Bekenntnis des Petrus die Bürgschaft dafür, daß dieser Mann imstande sein werde,

viele Seelen zu retten. Denn das Bekenntnis des Petrus war ein lebendiges Zeugnis von der Wirklichkeit und Macht Gottes. Und in der Tat ist dies Bekenntnis des Petrus der Fels geworden, auf dem die Gemeinde Christi erbaut worden ist und auf dem sie noch heute steht. Denn auch heute noch können wir es sehen, wie die Predigt des Evangeliums nur dann die Herzen zu gewinnen vermag, wenn sie ein Zeugnis ist von der lebendigen Majestät des heiligen Gottes, wenn die Prediger des Evangeliums nicht bloß Worte und Gedanken haben, sondern von der Wirklichkeit ihres eigenen Lebens reden und in der Wirklichkeit ihres eigenen Lebens die Wirklichkeit Gottes bezeugen. Es ist wahrlich eine große Gabe, die Gott uns gegeben hat, daß wir mithelfen dürfen, sein Reich zu bauen; aber wir dürfen es nicht vergessen, daß wir nur dann den Anderen zum Heil ihrer Seele dienen können, wenn wir an unserer eigenen Seele die rettende Macht Gottes erfahren haben und wenn unsere Predigt nichts anderes ist als ein Zeugnis von der rettenden Macht Gottes. Und eben dasselbe gilt dann auch von allen Christen. Denn ob auch die Prediger das Amt der Verkündigung in der Gemeinde haben, so soll doch jeder Christ als ein Jünger des Herrn dem Beispiel des Petrus nachfolgen. Wenn Gott uns die Gnadenstunde der Bekehrung beschert und wenn er es uns erleben läßt, daß wir sein heiliges Angesicht sehen dürfen, dann soll auch unser Leben zu einem Zeugnis für die Anderen werden, damit sie es erkennen, daß der allmächtige Gott nicht in weiter Ferne von uns thront, sodaß nur unsere Gedanken ihn zu erreichen vermögen, daß vielmehr der allmächtige Gott als ein lebendiger und gegenwärtiger Gott auch heute noch seine Wundermacht in der Welt erweist und daß für einen jeden von uns das Schicksal unseres Lebens sich daran entscheidet, ob wir die Erfahrung machen von der Wirklichkeit seiner Macht und von der Heiligkeit seiner Majestät.

Die Bekehrung des Petrus ist ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden. Sie ist es um deswillen geworden, weil wir es bei ihr zu tun haben mit einer Tat des ewigen Gottes. Der lebendige Gott hat sich in der Person unseres Herrn dem Petrus offenbart; darum hat er sich zu seiner Sünde bekennen können. Und weil dies Bekenntnis seiner Sünde ein Zeugnis war von der Offenbarung Gottes, darum ist er tüchtig gewesen zum Apostel des Herrn und zum Zeugen von der Herrlichkeit Gottes. Und so ist für ihn die Stunde des Gerichts zu einer Stunde des Segens geworden. Wir begreifen es nun, daß er seine Bitte nicht mehr wiederholt, daß der Herr hinausgehen möge von ihm; wir verstehen vielmehr nun die Worte, mit denen unsere Erzählung schließt: „Und sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach."

Druck von Julius Abel, Greifswald.




STANGE, Carl

Akademische Predigten